

TAUWETTER

*... franziskanische Zeitschrift für Gerechtigkeit,
Frieden und Bewahrung der Schöpfung*



ANTI-RASSISMUS

Gleichheit für alle Menschen

Redaktion Tauwetter

Peter Amendt OFM, Dinko Aracic,
Stefan Federbusch OFM, Jürgen Neitzert OFM
Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Jürgen Neitzert OFM

Sie erreichen uns

Redaktion Tauwetter
Redaktionsleiter Stefan Federbusch OFM
Deutsche Franziskanerprovinz
St.-Anna-Str. 19, 80538 München
tauwetter@franziskaner.de
www.tauwetter.franziskaner.de

Gestaltung

kipconcept gmbh, Bonn

Titel

Foto Titel: Stefan Federbusch
mit herzlichem Dank an den Fotografen!

Dankeschön

Tauwetter finanziert sich ausschließlich aus Spenden.
Wir möchten uns an dieser Stelle ausdrücklich bei allen bedanken,
die mit ihrem Beitrag diese franziskanische Zeitschrift mit
dem Schwerpunkt „Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der
Schöpfung“ unterstützen.

Redaktion Tauwetter

Stadtparkasse Düsseldorf
IBAN: DE43 3005 0110 0010 1308 96
SWIFT/BIC: DUSSDEDDXXX

Editorial

Bereits heute sind rund 27 Prozent der Menschen in Deutschland durch eine Migrationsgeschichte geprägt. Diese Zahl wird sich weiter erhöhen, da 40 Prozent aller Kinder unter fünf Jahren eine Migrationsbiografie haben. Unsere Gesellschaft wird also zunehmend diverser. Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier bezeichnet sie als Migrationsgesellschaft. Die Vorstellung einer weißen „biodeutschen“ Gesellschaft war und ist ein Mythos.

Dennoch haben es People of Color oft extrem schwer und werden benachteiligt. Laut einer EU-Studie sind Schwarze Menschen die in Deutschland am meisten rassistisch diskriminierte Gruppe.

Die vorliegende TAUWETTER-Ausgabe beschäftigt sich mit dem Phänomen der gruppenbezogenen Diskriminierung und Menschenfeindlichkeit. Ziel ist eine Sensibilisierung für unser Alltagshandeln und die Schaffung eines Gegengewichts gegen zunehmend rechtsextreme Tendenzen in unserer Gesellschaft.

Nachdem im Jahr 2025 keine TAUWETTER-Ausgaben erschienen sind, haben wir vor, in 2026 wieder interessante Themen für Sie zu gestalten.

Eine inspirierende Lektüre, eine zuversichtliche Hoffnung und eine solidarische Einsatzkraft wünscht Ihnen Ihre TAUWETTER-Redaktion

Inhalt

Rassismus	5
<i>Stefan Federbusch OFM</i>	
Die Black Lives Matter – Bewegung	29
<i>Stefan Federbusch OFM</i>	
Grußbotschaft des Bischofs von Limburg, Dr. Georg Bätzing, an die muslimischen Gläubigen anlässlich des Festes des Fastenbrechens 2025	37
Nie wieder? – Der alltägliche Judenhass	40
<i>Werenfried Wessel OFM</i>	
Franziskanisch all inklusiv	44
<i>Stefan Federbusch OFM</i>	
Literatur	50

Rassismus

Ein alltägliches Phänomen und seine Folgen

Stefan Federbusch OFM

Eine Vorbemerkung

Es birgt gewisse Gefahren, zumindest Einseitigkeiten, sich als weißer christlicher Mann mit einem Thema zu beschäftigen, das mich zumindest in Deutschland nicht direkt betrifft. Ich bin weder einem Rassismus, noch einem Antijudaismus noch einem Antiislamismus ausgesetzt – und höchst selten einem Antichristianismus. Es ist ein deutlicher Unterschied, ob ich aus der Perspektive eines Betroffenen oder eher aus der eines neutralen Beobachters die Sache wahrnehme. Zumindest ist es wichtig, die Sache überhaupt einmal wahrzunehmen, um Ursachen und meine / unsere Verstrickungen in Zusammenhänge zu erkennen. So ist Rassismus ohne das Stichwort Kolonialismus kaum zu denken und dessen Auswirkungen sind bis heute erkennbar. Zu fragen ist sogar, ob er nicht in immer neuen Gewändern auftritt. Das Thema Kolonialismus werde ich in diesem Artikel allerdings aus Platzgründen nicht vertiefen. Ebenso wie die Phänomene Antijudaismus und Antiislamismus bedarf es einer differenzierten Darstellung und ist eines eigenen Heftes wert. Begeben wir uns zunächst auf Spurensuche zum Thema Rassismus.

Seid Menschen

„Es gibt kein christliches, kein muslimisches, kein jüdisches Blut. Es gibt nur menschliches Blut. Wir sind alle gleich. Wir kommen auf die gleiche Art und Weise auf die Welt, also respektiere die Menschen.“

Das war die zentrale Botschaft von Margot Friedländer, die als Überlebende des KZ Theresienstadt mit ihrem Mann zunächst in die USA emigrierte. 2010 kehrte sie im Alter von 88 Jahren nach Deutschland zurück und sah es bis zu ihrem Tod

am 9. Mai 2025 als ihren Auftrag an, vor Schulklassen und vor Politiker:innen an die Menschlichkeit zu appellieren. „Seid Menschen!“ war ihr großes Credo. „Tut nichts, was euch wehtun würde“ und setzt euch für Freiheit und Toleranz ein.

Internationaler Tag gegen Rassismus

Am 21. März ist der Internationale Tag gegen Rassismus. Er nimmt Bezug auf eine Demonstration von rund 20.000 Menschen am 21. März 1960 im südafrikanischen Sharpeville. Obwohl die Menge friedlich gegen die Apartheid-Gesetze des weißen Buren-Regimes protestierte, feuerte die Polizei in den Demonstrationszug und tötete 69 Menschen, mindestens 180 wurden verletzt. 1966 reagierten die Vereinten Nationen auf das Massaker und erklärten den Jahrestag zum globalen Tag gegen Rassismus. An ihm wird weltweit der Opfer rassistisch motivierter Gewalt gedacht und gegen jede Form rassistischer Diskriminierung protestiert und mobilisiert. Seit 1979 geschieht dies in einer Aktionswoche. In Deutschland wird sie seit 1994 vom Interkulturellen Rat gestaltet.

Annäherungen an das Phänomen Rassismus

Die Endung *-ismus* verweist in unserer deutschen Sprache auf eine innere Einstellung und Haltung. Exemplarisch deutlich wird dies am Gegensatzpaar Optim-ismus und Pessim-ismus. Eine innere Einstellung zeigt sich auch als politische Überzeugung. Sie kann schnell ins Ideologische umschlagen. Genannt seien hier Kommun-ismus und Stalin-ismus oder Nationalsozial-ismus. Auch ein übersteigerter National-ismus steht in der Gefahr, ins Ideologische abzugleiten, insbesondere wenn er durch einen einseitigen Popul-ismus angeheizt wird.

Aus der Haltung für Etwas erwächst leicht auch eine Haltung gegen Etwas, die zur (gewalttätigen) Handlung gegen Menschen werden kann. Aus historischen Gründen haben sich Anti-Haltungen gegen ganze Volksgruppen und Religionsgemeinschaften gebildet. Rass-ismus und Anti-Juda-ismus sowie Anti-Islam-ismus weisen dabei ähnliche Grundstrukturen auf.

Ismen haben wie Haltungen allgemein etwas mit Bewertungen zu tun. Das eine wird gegen das Andere als höher- bzw. niedrigwertiger abgegrenzt.

Im Fall von Menschen werden diese nach Hautfarbe in ein Bewertungsschema eingestuft, das über lange Jahrhunderte und bis heute nicht völlig überwunden von schwarz bis weiß, von negativ bis positiv reicht. Die Haltungen und Bewertungen äußern sich dann in konkreten Handlungen. Die aus den Einstellungen resultierenden ausgrenzenden Taten werden als Diskriminierung bezeichnet, sofern sie eine Herabsetzung einer Gruppierung mit sich bringt bzw. eine solche bewusst angezielt ist.

Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit

„Niemand darf wegen seines Geschlechtes, seiner Abstammung, seiner Rasse, seiner Sprache, seiner Heimat und Herkunft, seines Glaubens, seiner religiösen oder politischen Anschauungen benachteiligt oder bevorzugt werden. Niemand darf wegen seiner Behinderung benachteiligt werden.“ (Grundgesetz Artikel 3)

In der deutschen Sprache schwingen in Begriffen, die mit -ismus enden, wie bereits erwähnt häufig ideologische Komponenten mit, angefangen von Aktivismus und Fanatismus, über Nationalismus, Populismus und verschiedene politische Strömungen wie Sozialismus oder Kommunismus bis hin zu Antisemitismus, Antiislamismus und Rassismus. Insbesondere die drei letztgenannten gehen mit einer Menschenfeindlichkeit gegen bestimmte Gruppen von Menschen einher.

Dies ist der Fall, wenn Menschen nicht nach ihren individuellen Eigenschaften und Fähigkeiten beurteilt werden, sondern aufgrund der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe. Diese Zugehörigkeit bezieht sich als Rassismus entweder auf ihr äußeres Erscheinungsbild und bestimmte biologische Merkmale (z.B. schwarze Hautfarbe) oder als Antisemitismus und Antiislamismus auf ihr religiöses Bekenntnis (Juden / Muslime) oder wie beim Antiziganismus auf eine Volksgruppe. Die Menschen werden also auf 1 Merkmal reduziert und nicht in ihrer Vielfalt wahrgenommen.

Die Einteilung von Menschen aufgrund ihrer äußerlichen oder (vermeintlichen) kulturellen Merkmale führt zu einer Einteilung in „Wir“ und die „Anderen“. In der Einstufung sind dabei die „Anderen“ weniger wert und weniger gut und weniger leistungsfähig. Ideologien haben immer etwas mit Vor-Urteilen zu tun.

Die „Anderen“ werden mit vorgefassten Meinungen eingeschätzt. Diese beruhen auf Behauptungen und Zuschreibungen, die nicht mehr infrage gestellt oder durch Fakten belegt werden. Die negativen Fremdzuschreibungen werden dabei häufig übertrieben und stereotypisiert. Die voreingenommenen Einstellungen werden als wissenschaftlich bewiesen und moralisch gerechtfertigt angesehen. Sie führen zu offenen oder verdecktem diskriminierendem Verhalten, das sich sowohl auf der persönlichen wie auf der strukturellen Ebene zeigt. Auch institutionalisierte Praktiken können diskriminierende Elemente enthalten. Auf diese Weise werden dann ungleiche soziale und ökonomische Lebensverhältnisse gerechtfertigt und/oder der Ausschluss von Menschen bis hin zu Gewalt.

Die Erfindung der menschlichen „Rasse“ ist ein sozialanthropologisches Produkt. Der Begriff „Rasse“ tauchte erstmals im 13. Jh. auf, wo in Abgrenzung gegen die Juden von „Christlichem Blut“ gesprochen wurde. Der Begriff „Rassismus“ suggeriert, dass es unterschiedliche „Rassen“ von Menschen gibt. Wissenschaftlich ist dies widerlegt. Das Erbgut der Menschen ist zu 99,9% identisch. Auch in Europa hatten die Menschen ursprünglich eine dunkle Hautfarbe, da sie aus Afrika kamen. Ab ca. 8.000 v. Chr. entwickelte sich die helle Haut als eine Umweltanpassung (u.a. durch Ernährung – bessere Umwandlung von Vitamin D). Während der Epoche der Aufklärung in Europa wurden zeitgleich 35 Mio. Afrikaner:innen versklavt und das Argument der „minderwertigen Rasse“ zur Rechtfertigung von Ausbeutung und Verletzung der Menschenwürde genutzt.

Von daher sollte der Begriff „Rasse“ nicht verwendet werden, auch wenn er 1948 ins Grundgesetz aufgenommen wurde und sich leider auch in Kirchenliedern findet wie in „Singt dem Herrn alle Völker und Rassen“ oder im Hochgebet der Versöhnung, wo es heißt: „... so sammle die Menschen aller Völker und Rassen, zum Gastmahl der ewigen Versöhnung...“.

Die Amadeus-Stiftung bietet in 13 Flyern eine Übersicht über verschiedene Diskriminierungsformen gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit [<https://www.amadeu-antonio-stiftung.de/themenflyer-zu-gruppenbezogener-menschenfeindlichkeit/>].

Alltagsrassismus

„Wer die Wahrheit nicht weiß, der ist bloß ein Dummkopf. Aber wer sie weiß und sie eine Lüge nennt, der ist ein Verbrecher.“

Bertolt Brecht, (1898–1956)

„Wo kommst Du denn her?“ Die Frage eines weißen Mannes aus Deutschland an ein schwarzes Kind. „Aus Deutschland.“ „Ich meine, wo du wirklich herkommst?“ „Aus Deutschland!“ „Ich meine, wo bist Du geboren?“ „In Köln.“ – Eine Form von Alltagsrassismus, vielleicht nicht einmal bewusst. Das schwarze Kind wird nicht als Teil der deutschen Bevölkerung wahrgenommen, auch wenn es in diesem Land geboren ist und über die deutsche Staatsbürgerschaft verfügt. Sofern es ein echtes Interesse am Migrationshintergrund der Vorfahren gibt, sollte die Frage anders gestellt werden.

„Ach, was hast Du für tolle Rasterlocken“, bemerkt die weiße Frau und fährt dabei dem Kind über die Haare. – Eine Form von Alltagsrassismus. Nicht so gemeint, aber eine unzulässige Grenzüberschreitung.

„Die türkisch und arabisch klingenden Namen sortieren wir gleich aus“, lautet die Anweisung vom Chef für die Sichtung der Bewerbungen auf die frei werdende Stelle. – Eine Form von Alltagsrassismus. Menschen haben lediglich aufgrund ihres Namens schlechtere Chancen, einen Arbeitsplatz zu bekommen.

Die Polizei kontrolliert im Zug bzw. im Bahnhof. Nichtdeutsch aussehende Menschen müssen ihren Personalausweis vorzeigen. Bei mir geschieht keine Kontrolle – Racial Profiling. Eine Form von Alltagsrassismus. Menschen geraten allein aufgrund ihres Äußeren in den Fokus von Ermittlungen.

Schwarze Schauspieler:innen bekommen nur bestimmte Rollen ...

Viele weitere Beispiele ließen sich nennen.

Wie sehr bestimmte Stereotype verinnerlicht werden, zeigen simple Tests. Beim Doll-Test mit Kindern werden schwarzen Kindern eine schwarze und eine weiße Puppe gezeigt und sie gefragt: Welche Puppe ist gut? Sie zeigen auf die weiße. Welche ist böse? Sie zeigen auf die schwarze. Welche ist schön? Sie zeigen

auf die weiße. Welche ist hässlich? Sie zeigen auf die schwarze. An diesem Test wird das geprägte verinnerlichte negative Selbstbild deutlich.

Doch Erwachsene reagieren kaum anders. Beim IRT-Test sollen hellhäutigen und dunkelhäutigen Menschen zügig Eigenschaften zugeordnet werden. Wenn die Aufgabe lautet, Hellhäutigen positive und Dunkelhäutigen negative Eigenschaften zuzuordnen, wird die Aufgabe schneller erledigt wie umgekehrt. Wenn die Aufgabe lautet: ich sehe Menschen entweder mit einem Handy oder einer Pistole und ich muss sofort entscheiden, ob ich schieße oder nicht, dann wurde auf Dunkelhäutige schneller und öfter geschossen als auf weiße, selbst wenn sie nur ein Handy in der Hand hielten. Farbige oder arabisch aussehende Menschen wirken in unserer Prägung bedrohlicher.

Selbst die künstliche Intelligenz ist rassistisch, weil sie auf Algorithmen beruht, die gesellschaftliche Einstellungen widerspiegeln. Bei der Gesichtserkennung ist alles auf weiße Gesichter ausgelegt. Bei Zoom mit Hintergrundbildern werden bei Schwarzen die Köpfe rausgerechnet. Es gibt also so etwas wie eine digitale rassistische Diskriminierung.

Zum Umgang mit Sprache

„Rassen gibt es nicht und doch töten sie.“ (Colette Guillaumin)

Bestimmte Worte sollen heute nicht mehr ausgesprochen werden, da sie als rassistisch bewertet werden. Dazu zählt auch das berühmte „N-Wort“. Die Frage ist, wie mit rassistischen Begriffen in Originaltexten umgegangen wird. Ein „Fall“ dazu hat sich in Offenbach zugetragen. Eine 17-jährige Schülerin weigerte sich, den Text „Ich habe einen Traum“ von Martin Luther King vorzutragen, in dem zehn Mal im englischen Original das Wort N***o fällt, zur damaligen Zeit noch eine gängige Beschreibung. Im Deutschen mit der diskriminierenden Bezeichnung N***r übersetzt. Passiert ist dies an der Theodor-Heuss-Schule, einer Schule mit der Auszeichnung „Ohne Rassismus – Schule mit Courage“. Beide – Schülerin und Lehrerin – haben einen Migrationshintergrund. Die Lehrerin betonte den historischen Kontext.



Dennoch bleibt die Frage, wer in welcher Situation bestimmt, ob es sich um ein harmloses oder um ein gewaltvolles Relikt handelt. Unabhängig von der „objektiven“ Einschätzung kann ein Wort eine „Mikroaggression“ beinhalten, wie es der Sozialpsychologe Chester Pierce bereits 1970 benannt hat. Viele kleine Nadelstiche summieren sich in einem von Rassismus betroffenen Menschen. Ähnliches beschrieb die Psychologin Grata Kilombo 2009 in ihrem Essay „Das N-Wort“: das Trauma und die Folgen einer immer wiederkehrenden Konfrontation auf Schwarze Menschen. Eine 400jährige Geschichte der Erniedrigung und der Rechtlosigkeit geht an den Betroffenen nicht spurlos vorüber.

Bis heute steht das Wort „N***r“ für verschiedene Stereotype, also vorurteilsbeladene Zuschreibungen wie Dummheit, Triebhaftigkeit und Infantilität. Zu klären ist somit, wie ein einst „neutrales“, dann aber „rassistisches“ Wort heute adäquat übersetzt werden kann, um den damaligen Kontext entsprechend wiederzugeben. „Oder wie es sich verhält, wenn ein Text von einer schwarzen Person geschrieben wurde, die dieses Wort ausdrücklich dafür benutzte, das rassistische Trauma zu verhandeln? Und damit der Frage, ob das in Martin Luther Kings Rede der Fall ist. Was sagen die Menschen mit Expertise

dazu? Wenn das N-Wort früher als normal galt, wäre es im heutigen Kontext mit Schwarz zu übersetzen, erklärt beispielsweise die Literaturwissenschaftlerin Elisa Diallo. Und dass es sich anders verhält, wenn es eine bewusste Setzung des Autors ist, die Übersetzerin Mirjam Nuenning“ (Hadija Haruna-Oelker, FR 31.03.2022,18).

Insgesamt geht es um den Umgang mit Kulturgütern. So wurde aus der deutschen Übersetzung von Pippi-Langstrumpf das N-Wort entfernt, ebenso aus dem Kinderbuchklassiker „Die kleine Hexe“ von Otfried Preußler. Aus den Donald-Duck-Comics von Carl Barks werden Wörter wie „Indianer“, „Zwerg“, „Bleichgesicht“, „rote Brüder“, „Scalp“, „Wilde“ und „Eingeborene“ getilgt (Faz-net 12.04.2021). Hier wäre die Chance, miteinander über unterschiedliche Empfindungen zum Thema Rassismus, über Deutungsmacht und Auslegungsfragen miteinander ins Gespräch zu kommen.

Ich erinnere mich noch daran, wie 1994 in meiner Heimatstadt Hannover der „Carl-Peters-Platz“, benannt nach einem deutschen Kolonialisten – Begründer der Kolonie Deutsch Ostafrika, umbenannt wurde in Bertha-von-Suttner-Platz, der österreichischen Friedensnobelpreisträgerin. Asfa-Wossen Asserate stellt die berechnete Frage: „Aber glaubt man ernsthaft, es trüge zur Aufarbeitung der Kolonialzeit bei, wenn man sämtliche Spuren daran aus dem öffentlichen Raum entfernt?“

Der baden-württembergische Antisemitismusbeauftragte Michael Blume hat eine Überarbeitung der sogenannten Buchstabiertabelle angeregt. Ihm war bei Recherchen aufgefallen, dass die Nationalsozialisten fünf jüdische Namen entfernt haben, die Änderungen von 1933 aber nie rückgängig gemacht wurden und bis heute gelten. Immer noch wird offiziell „N wie Nordpol“ buchstabiert - statt „N wie Nathan“, wie es ursprünglich hieß. Auch David, Jakob, Samuel und Zacharias standen einst auf der Liste, die man in der Weimarer Zeit aufgestellt hatte. Sie wurden von den Nazis ersetzt. Die Entdeckung sei für ihn ein „heilsamer Schock“ gewesen, erklärte Blume im Interview mit dem „Bayerischen Rundfunk“. Auch er habe immer die gültige Tabelle verwendet, ohne zu wissen, „dass dahinter die Nazi-Mythologie steht, dass die Arier angeblich vom Nordpol gekommen sind. Nordpol ist nicht einmal ein Name, aber sie haben Nathan dafür rausgeschmissen.“ Dies zu ändern sei keine Nebensächlichkeit. „Wir gliedern unsere ganze Realität durch Sprache“, man solle ihr Wertschätzung entge-

genbringen. Künftig soll die Buchstabiertabelle nur noch Städtenamen haben, etwa „M wie München“. Solange diese Fassung noch nicht vorliegt, empfiehlt Blume, die frühere Version mit den jüdischen Namen zu verwenden. „Lassen wir bitte bis dahin nicht zu, dass die Nazis das letzte Wort haben.“

Rassismus in Produktbezeichnungen

Rassistische Sprache beizubehalten, zementiere Klischees und bestärke damit verbundene negative Einstellungen, so die Germanistin Andrea Geier von der Universität Trier, die zu rassistischer Darstellungstradition forscht. Dazu zählen auch veränderte Markennamen. Sie tragen zu einer Bewusstseinsänderung bei.

Älteren ist aus Kindertagen der „Sarotti-Mohr“ bekannt. Er ist nur ein Beispiel von Bezeichnungen von Nahrungsmitteln, die mittlerweile als anstößig gelten. Dementsprechend haben die Nahrungsmittelkonzerne ihre Produktbezeichnungen verändert. Stollwerk hat 2004 den Mohr durch einen Magier ersetzt. Die Firma Mars kündigte 2020 an, den schwarzen Mann im Anzug mit Fliege von den Verpackungen ihrer Reismarke Uncle Ben's zu verbannen. Aus der „Zigeunersoße“ wurde die „Paprikasoße Ungarische Art“, da „Zigeuner“ als rassistischer und somit abwertender Begriff gilt. Aus dem Keks „Negrita“ wurde durch Nestle der Keks „Chokita“, bei Bahlsen auf dem Keks „Afrika“ der „Perpetum“. Aus Nestles „Red Skin“-Lutscher wurde in Australien ein „Red Ripper“-Lutscher, aus der Eiscreme „Eskomo Pie“ in den USA „Edy's Pie“. Pepsico beendete seine Marke „Aunt Jemima“ (Tante Jemima), für die mit dem Logo einer rundlichen schwarzen Frau mit Kopftuch für Frühstückspfannkuchen und Sirup geworben wurde. Sie erinnerte an die gutmütige Haussklavin Mammy aus dem Film „Von Winde verweht“, die sich stets um das Wohl der weißen Herrschaft bemühte. Allerdings spielte der Film im amerikanischen Bürgerkrieg der 1860er Jahre. Da dies nicht den Grundwerten der Marke entspreche, heißt sie nun „Pearl Milling Company“.

Dr. Ina Hagen-Jeske vom Lehrstuhl für Europäische Ethnologie / Volkskunde der Universität Augsburg schreibt dazu: Es gebe immer noch „viele Fassetten von historisch gewachsenen, rassistischen Typen beziehungsweise Logos, die wiederum die Vorstellungen der Konsumierenden prägen.“ Ihnen sei gemein, dass sie „von mehrheitlich weißen Entscheidungsträgern erschaffen wurden,

dadurch koloniale Machtverhältnisse reproduziert werden und diese Logis koloniale Fantasien von ‚unzivilisierten Anderen‘ weiter festigten“. Sie transportierten rassistische Vorstellungen, alle Schwarze Menschen sähen gleich aus [Logo Hotel 3M... Augsburg] oder seien nur für niedere Tätigkeiten imstande [Sarotti-M.]. Sie haben beide in unterschiedlichen Varianten entmenslichende Effekte.“

Gefragt ist von den Unternehmen ein ethisches Auftreten und eine ethische Verantwortung, in der Werbebranche „porpose“ = Haltung genannt. Diese Haltung sollte gleichermaßen bei den Konsumenten zu finden sein. Analysen haben allerdings gezeigt, dass keine der großen Marken wegen unethischen Verhaltens eingebrochen ist. Der Markensoziologe Oliver Errichello bemängelt, dass der Fokus auf Haltung statt auf Qualität „das wirtschaftliche Resultat eines Zeitgeistes [ist], der konkrete Leistungserbringung zugunsten von abstrakten Lifestyle-Ideen entwertet – Sinn statt Gier“.

Rassismus macht krank

Rassismus zeigt sich auch im Gesundheitswesen: Schwarze bekommen zumeist eine weniger intensive Behandlung. Schwarze nehmen aus Angst vor Diskriminierung weniger Psychotherapie in Anspruch. Untersuchungen zufolge haben weiße Babys bessere Überlebenschancen als schwarze, selbst wenn sie von Schwarzen versorgt werden.

Es ist vielfach erwiesen, dass Rassismus nicht zuletzt durch den Druck und Stress, den er verursacht, krankmacht. „John Henry-ism“ nannte der Epidemiologe Sherman James in den 1980er Jahren dieses Phänomen nach einem Mann, der versuchte, seine durch Sharecropping auf 40 Jahre angelegten Schulden in nur fünf Jahren abzubezahlen. Er litt unter Bluthochdruck, Magengeschwüren, Osteoporose und Schmerzen in den Beinen. Der Bewältigungsmechanismus Schwarzer Menschen beschreibt, dass sie immense Anstrengungen unternehmen müssen, um sich zu behaupten – gemäß dem Glauben, sie müssten doppelt so hart arbeiten, um es halb so weit zu bringen. Die Verhaltensforscherin Arline Geronimus stellte in den 1990er Jahren fest, dass die Schwarzen Mütter, die sie begleitete, in einem schlechteren gesundheitlichen Zustand waren als junge weiße Mütter, da sie einer speziellen Art

von Stress ausgesetzt waren. Expert:innen stellten fest, dass Schwarze in derselben Lebenssituation (gleiches Alter, Bildungsniveau, Einkommen, Wohnlage usw.) dennoch einen höheren Spiegel des entzündungsfördernden Hormons Cortisol aufwiesen, das als Reaktion auf Stress ausgeschüttet wird. Die These, dass die überdurchschnittlich hohe Rate von Bluthochdruck, Diabetes und Herzkrankheiten durch schlechte Ernährung und mangelnde Bewegung bedingt sei, wird durch dieses Ergebnis zumindest infrage gestellt. Der Stress angefangen von der Angst vor täglicher Diskriminierung bis hin zur tödlichen Begegnung mit der Polizei verändert die Physiologie der Menschen. Schwarz zu sein ist in den Vereinigten Staaten in diesem Sinne wie eine Vorerkrankung. „Es gibt keine Unterschiede in der Art, wie Menschen unterschiedlicher race auf Stress reagieren“, so Darrett Hudson, Gesundheitsexperte und Professor an der Washington University in St. Louis. „Aber das Umfeld, in dem sie leben, ist rassifiziert. Es geht um die Chronizität des Stresses und unser Verhältnis dazu: Haben wir das Gefühl, Dinge, die uns stressen, kontrollieren zu können, auch ohne übermenschliche Anstrengungen oder glückliche Umstände? Falls nicht, staut sich alles auf“ (FR 25.05.2022). Welche Stereotypen auch im Gesundheitswesen vorhanden sind, zeigt sich darin, dass Schwarze mit Stimmungsschwankungen wie Depressionen (von Weißen) oft unterdiagnostiziert werden, während Krankheitsbilder wie Schizophrenie – die mit aggressivem Verhalten assoziiert werden – häufig überdiagnostiziert sind.

Nähere Hintergründe: Toluse Olorunnipa / Robert Samuels, I can´t breathe – George Floyds Leben in einer rassistischen Welt, Verlag S. Fischer, Frankfurt.

Politischer Rassismus

„Wir sagen mit aller Klarheit: Völkischer Nationalismus ist mit dem christlichen Gottes- und Menschenbild unvereinbar. Rechtsextreme Parteien und solche, die am Rande dieser Ideologie wuchern, können für Christinnen und Christen daher kein Ort ihrer politischen Betätigung sein und sind auch nicht wählbar. Die Verbreitung rechtsextremer Parolen – dazu gehören insbesondere Rassismus und Antisemitismus – ist überdies mit einem haupt- oder ehrenamtlichen Dienst in der Kirche unvereinbar.“

(Erklärung der Deutschen Bischofskonferenz vom 22. Februar 2024)

In den letzten Jahren haben der politische Rassismus und die dahinterliegende Fremdenfeindlichkeit zugenommen. „Deutschland den Deutschen“ ist die offene Form dieser Positionierung. Subtiler kommt sie in der Begrifflichkeit „Ethnopluralismus“ daher. Der Begriff „Rasse“ wird durch „Ethnie“ oder „Volk“ ausgetauscht und mit einem bestimmten Lebensraum verbunden. Eine Durchmischung und somit eine multikulturelle Gesellschaft werden abgelehnt. Der Begriff des „Volkes“ meint dann nicht das heterogene Staatsvolk, das auf einem bestimmten Territorium lebt, sondern eine homogene weiße Menschengruppe. Dementsprechend wird in den „identitären“ populistischen (populus = Volk) Vorstellungen vor der Gefahr einer „Umvolkung“ gewarnt, einer Überfremdung durch Flüchtlinge und Migranten.

In zahlreichen europäischen Ländern fand eine politische Verschiebung nach rechts statt und haben rechte antieuropäische Parteien an Stimmen hinzugewonnen. Der französische Front National, die FPÖ in Österreich, die italienische Lega, die polnische PiS und die AfD in Deutschland sind nur einige Beispiele. Gemeinsam ist ihnen, zuerst an den Vorteil der eigenen Nation zu appellieren und Bündnisse zu relativieren, sobald sie dem eigenen Land keinen unmittelbar sichtbaren Nutzen mehr bringen. „Nationalismus ist die Ursache der meisten politischen Konflikte seit dem 19. Jahrhundert“, so schreibt mahnend der Historiker Rolf Ulrich Kunze in seinem Buch „Nationalismus. Illusionen und Realitäten“. Diese Ideologie gefährde nicht nur die Stabilität staatenübergreifender demokratischer Systeme und entlade sich regelmäßig in rassistischen Ausfällen gegen jeden, der nicht zur „Nation“ gezählt wird. Langfristig „legitimiert sie tiefe Eingriffe in die Menschen- und Bürgerrechte“. Da rechtsextreme Äußerungen zugenommen haben, haben sich aus wahltaktischen Gründen leider auch andere angeschlossen, Vorurteile gegen ethnische Minderheiten zu schüren.

In der früheren AfD-Bundestagsfraktion wurden jahrelang in der Chatgruppe „Quasselgruppe“ rassistische, homophobe und beleidigende Äußerungen ausgetauscht. Dieser Gruppe gehörten mindestens 76 Bundestagsabgeordnete an, wie im Mai 2021 bekannt wurde. Dem Chat zuzuordnen sind rund 40.000 Posts. In ihnen spiegeln sich auch die Kämpfe zwischen dem rechtsextremen und dem gemäßigeren Flügel der Partei wider.

Die Kommunikationsstrategie der Populisten und Rechtsextremen sieht so aus, an die Grenzen der Meinungsfreiheit zu gehen und Werte, die die Iden-

tität unserer vielfältigen, offenen Gesellschaft ausmachen, massiv zu verletzen. Dann rudern sie zurück und sagen, es sei alles nicht so gemeint gewesen. Sie seien bewusst missverstanden worden, man dürfe sich heutzutage nicht mehr frei äußern und werde immer gleich als Nazi bezeichnet. Wenn dieses Grundmuster permanent von Rechtspopulisten kommuniziert wird, dann schleicht sich das immer weiter in die Gesellschaft ein, und die Menschen bekommen das Gefühl, man dürfe nicht mehr so viel sagen wie früher. Tatsächlich ist das Gegenteil der Fall: Die Grenze des Sagbaren wurde bis zum Unsäglichen immer weiter nach rechts verschoben. Das Gesagte – insbesondere wenn es unterfüttert ist von Verschwörungstheorien – sorgt für ein Erregungslevel, in dem sich manche zu Gewaltstraftaten legitimiert sehen.

Dies verdeutlichen auch die „Unworte des Jahres“, deren Kriterien u.a. Diskriminierung, Verschleierung, Demokratieverachtung und das Infagestellen der Menschenwürde für bestimmte Menschengruppen sind. Da verwundert es nicht, dass zahlreiche Unworte aus dem Sprachgebrauch des rechten Lagers stammen wie „ausländerfrei“ (1991), „ethnische Säuberung“ (1992), „national befreite Zone“ (2000), „freiwillige Ausreise“ (2006), „Lügenpresse“ (2014), „linksgrün versiffter Gutmensch“ (2015), „Volksverräter“ (2016), „Alternative Fakten“ (2017), „Anti-Abschiebe-Industrie“ (2018), „Pushback“ (2021), „Remigration“ (2023) und „biodeutsch“ (2024). Der Begriff „Umvolkung“ kam 2019 auf Platz 2 der Liste.

So kommt es zu rassistisch motivierten Gewalttaten wie den Hetzjagden in Chemnitz 2018, dem Mord am Kasseler Regierungspräsidenten Walter Lübcke im Juni 2019, den Anschlägen in Halle 2019, dem Anschlag in Hanau 2020 usw. Rassismus und völkischer Nationalismus sind ein Gift der Menschlichkeit, das die Demokratie angreift. Im Grundgesetz sind die Würde und die Gleichheit aller Menschen festgeschrieben. In ihm wird das Volk nicht als *Ethnos*, als Gemeinschaft der ethnisch und kulturell Gleichen oder Ähnlichen definiert, sondern als *Demos*, als Gemeinschaft der Gleichberechtigten. Die Menschenrechte sind unteilbar. Rassismus und die mit ihm verbundene Diskriminierung sind somit keine freie (geschützte) Meinungsäußerung, sondern ein zu ahndender Rechtsverstoß.

Die Deutsche Bischofskonferenz fasste am 22. Februar 2024 den einstimmigen Beschluss, dass rechtsextreme Parteien für Christinnen und Christen

kein Ort der Betätigung sein können. Der Beschluss „Völkischer Nationalismus und Christentum sind unvereinbar“ benennt somit klar, dass eine Partei wie die AfD aus christlicher Sicht nicht wählbar ist. Begründet wird dies nicht politisch, sondern theologisch vom christlichen Menschenbild her. Rechtsextremismus behaupte die Existenz von Völkern, die angeblich in ihrem Wesen und in den kulturellen Lebensgestalten scharf von anderen Völkern abgegrenzt werden könnten. „Das Volk ist für diese Ideologie eine Abstammungs-, letztlich eine Blutsgemeinschaft.“ Diese Ideologie des völkischen Nationalismus widerspreche dem christlichen Menschenbild, nach dem jeder Mensch eine unantastbare Würde besitzt. Jeder Mensch soll für die Kirche das Ebenbild Gottes sein – egal, ob er Kind von Einwanderern ist oder ob seine Familie seit hundert Jahren in Deutschland lebt. Beim Michaelsempfang des Katholischen Büros in Berlin wurden daraufhin keine AfD-Abgeordneten eingeladen und ebenso wenig dürften sie bei den Katholikentagen in Stuttgart 2022 und in Erfurt 2024 auftreten.

Kirchlicher Rassismus?

Zumindest die Älteren werden sich an die schwarze Figur an der Krippe erinnern, die sich nickend für eingeworfene Geldspenden bedankte. „Das geht ja gar nicht“ – dürften sich heute so ziemlich alle einig sein.

Anders dagegen in punkto Sternsinger, die alle Jahre wieder durch die Gemeinden ziehen, um den Segen des neugeborenen Gotteskindes zu bringen. Nach alter Tradition als die „Heiligen Drei Könige“ verkleidet und als Caspar, Melchior und Balthasar benannt. Sie repräsentieren die drei im Mittelalter bekannten Erdteile von Europa, Afrika und Asien. Als Afrikaner wurde König Melchior traditionell schwarz angemalt. Dies trug der Katholischen Kirche den Vorwurf des „Blackfacing“ ein. Der Begriff geht zurück auf die Minstrel-Shows, wie sie im Amerika des 18. Jahrhunderts aufkamen. Weiße Männer schwärzten sich für ihren Auftritt auf der Bühne das Gesicht, um sich gemeinsam mit dem Publikum über Menschen mit dunkler Haut lustig zu machen. Wenn der Bund der Deutschen Katholischen Jugend (BDKJ) feststellt, dass „Blackfacing“ eine Methode der Diskriminierung sei und strukturellen Rassismus gefördert habe, so ist das korrekt. Ob sich daraus aber ableitet, dass es keinen „schwarz“-geschminkten Sternsinger mehr geben darf, ist eine andere Frage. Die Frage nämlich, ob hier im positiven Sinn nicht eine kulturelle Aneignung vorliegt. Es geht ja nicht um

die Unterdrückung von sozial niedrig stehenden, sondern um Könige. Es geht um die Universalität des Evangeliums und um den Segen für alle Völker. Also um genau das Gegenteil von Rassismus. In Reaktion auf die Vorwürfe schrieb Heribert Prantl in der „Süddeutschen Zeitung“: „Ich habe die Drei Könige immer gerne gehabt, und als Sternsinger haben wir uns damals darüber gestritten, wer sich als Melchior schwarz anmalen darf“.

Kritisch zu hinterfragen ist allerdings, wie „Weltkirche“ denn tatsächlich in unserer deutschen Wirklichkeit von Pfarrei gelebt wird? In den Gemeinden tauchen die People of Color vergleichsweise wenig auf, obwohl sie zu den mittlerweile 40 Prozent der Katholiken mit Migrationshintergrund zählen, und sind in den Gremien kaum vertreten. Jeder fünfte Weltpriester hat einen weltkirchlichen Hintergrund. Es gilt, diese nicht nur als Sakramentenspender zu sehen, sondern zugleich als Bote einer anderen Kultur. Das Konstrukt der „Muttersprachlichen Gemeinden“ fixiert eher die Trennung als dass es das gemeinsame Miteinander fördert. Gerade in der erfahrenen Vielfalt läge für uns weiße Mitglieder die Chance, unsere oft unbewusste rassistische Sozialisation kritisch zu hinterfragen und sensibel zu werden für die Erfahrungen der Betroffenen. Die Theologin und Rassismusforscherin Marita Wagner stellt fest: „People of Color haben aufgrund ihrer Erfahrung von Marginalisierung und Diskriminierung ein sehr ausgeprägtes Bewusstsein für ausgrenzende Strukturen. Sie sind dabei keine passiven Opfer, im Gegenteil: Sie mussten früh lernen, sich in verschiedenen Milieus zu bewegen, verschiedene Sprachen und Sprachspiele zu beherrschen, um in einer Welt zu überleben, die ihnen oft ein gleichwertiges Menschsein abspricht. Das bedeutet, dass sie über interkulturelles Wissen und einen multiperspektivischen Blick verfügen, der bedeutsame Chancen für das Zusammenleben in einer diversen Gesellschaft und Kirchengemeinschaft birgt.“

Ebenso stellt sich die Frage, ob eine mangelnde Gleichberechtigung und der Ausschluss von Frauen von Weiheämtern eine Diskriminierung darstelle und letztlich Rassismus. Dies hatte zumindest die Dogmatikprofessorin Johanna Rahner in einem Vortrag des Frauenforums der Diözese Rottenburg-Stuttgart zum Thema Diskriminierung von Frauen in der katholischen Kirche im April 2021 gesagt: „Wer aber daran nichts ändern will, ist nichts anderes als ein Rassist.“ Bedingt durch die massiven Auseinandersetzungen sah sich sogar der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz (DBK) Georg Bätzing gezwungen, sich einzuschalten und zu twittern, dass es gut wäre „wenn Frau Prof. Rahner

den zugespitzten Satz zurücknehmen könnte“. Daraufhin antwortete Johanna Rahner: „Mag sein, dass der Satz nicht diplomatisch war, aber wahr ist er.“ Der Passauer Bischof Oster hielt dagegen: „Ich bleibe dabei: Wer im Kontext der theologischen Frage nach der Frauenweihe von „Rassismus“ spricht, weil er anderer Meinung als das katholische Lehramt ist, liegt nicht nur sachlich falsch – er verunglimpft gleichzeitig alle Menschen, die bis hin zu Verfolgung und Mord tatsächlich unter Rassismus zu leiden hatten und haben.“

Kultureller Rassismus?

Ähnlichen Vorwürfen wie die Kirchen sahen sich Karnevalsvereine ausgesetzt. So die Karnevalsgesellschaft „Mörlau“ aus der Wetteraugemeinde Ober-Mörlen. Der Gründer der Gemeinde hieß laut historischer Darstellung „Mor“. Anderen Quellen zufolge ist der Ort auf einem ehemaligen Moor entstanden. Das Weitere lässt sich erahnen: Angesichts der in beiden Fällen unüberhörbaren phonetischen Übereinstimmung nahmen darum sowohl die Gemeinde als auch der Fastnachtsverein im vergangenen Jahrhundert Mohren in ihre Wappen auf. Bei Karnevalsveranstaltungen wird das Symbol von einem schwarz geschminkten Narren dargestellt. So weit, so gut bis zum Empfang des hessischen Ministerpräsidenten Boris Rhein für Karnevalsvereine. Der Unionspolitiker hatte nichts dagegen, sich mit einem Hofstaat ablichten zu lassen, dem auch ein schwarz angemalter Mann angehörte. Als die Fotos in den sozialen Netzwerken gepostet wurden, geriet der Auftritt in die Kritik. Der Karnevalsverein entschuldigte sich, löschte alle einschlägigen Bilder von den Social-Media-Seiten des Vereins und sagte alle weiteren mit dem Mohren noch vorgesehenen Auftritte ab. Auch die Staatskanzlei entfernte das entsprechende Foto von ihrer Website.

Die Unterscheidung zwischen Rassismus und kultureller Aneignung ist ebenso gefragt bei der Namensbezeichnung von Apotheken und Gasthäusern, die ihre Namen teils seit Jahrhunderten tragen. Bei einem Aufenthalt im Kloster Partenkirchen haben wir im Restaurant „Drei Mohren“ zu Mittag gegessen. Wie das Internet verrät, gibt es zahlreiche weitere Lokalitäten mit diesem Namen in den verschiedensten Städten, zumeist mit langer Tradition. Selbiges gilt für Apotheken. Auch die Besitzerin der Hof-Apotheke „Zum Mohren“ in Friedberg wurde mit einer Demonstration vor der Tür und mit einer von 24.000 Menschen unterzeichneten Onlinepetition zweimal gedrängt, ihre Apotheke umzubenennen.

nen. Sie weigerte sich mit dem Argument, dass der Name mitnichten rassistisch zu verstehen sei. Die Mauren hätten die moderne Pharmazie nach Mitteleuropa gebracht. Der Name und das dazugehörige Logo seien Ausdruck ihrer Hochachtung gegenüber der morgenländischen Heilkunst.

Im Berliner Bezirk Mitte wurde im August 2025 die „Mohrenstraße“ in „Anton-Wilhelm-Amo-Straße“ umbenannt. Es handelt sich um einen in Afrika geborenen Gelehrten aus dem 18. Jahrhundert. Sein genaues Geburts- und Sterbedatum ist unbekannt. Er war der erste bekannte Philosoph und Rechtswissenschaftler afrikanischer Herkunft, der an den Universitäten von Wittenberg, Halle und Jena lehrte. Die Bezirksverordnetenversammlung hatte die Umbenennung bereits im August 2020 mit den Stimmen von SPD, Grünen und Linkspartei beschlossen. Dagegen hatten einige Anwohner geklagt. Das Oberverwaltungsgericht lehnte ihre Eilanträge mangels Erfolgsaussichten ab. Die Parteien positionierten sich unterschiedlich. Die CDU kritisierte die Umbenennung. Nicht ganz zu Unrecht, denn die Mohrenstraße erhielt ihren Namen bereits vor etwa 335 Jahren, also lange vor der Kolonialzeit. Der Historiker Götz Aly bezeichnete die Umbenennung als „Geschichtsfrevel“ und begründete dies so: „Es gibt keinen Grund, an den historischen Namen zu rütteln. Sie sind Schrftdenkmale, die es uns Heutigen ermöglichen, die Vergangenheit unserer Stadt zu lesen und besser zu verstehen“ (Berliner Zeitung, 18.05.2021).

Dass Differenzierung gefragt ist, wurde mir bei einem Besuch in der fränkischen Stadt Coburg deutlich. Deren Patron ist der hl. Mauritius und der ist schwarz. Der Legende nach soll der heilige Mauritius im Oberägypten des dritten Jahrhunderts gelebt haben. Er war General der Thebäischen Legion, welche als Märtyrer für das Christentum starben. Daraufhin wurde die Legion, aber vor allem Mauritius Objekt der christlichen Heiligenverehrung. Seit 1580 zeigt das Wappen Coburgs ihn als Repräsentanten der Stadt.

Dies blieb er bis 1934, als ihn die Nationalsozialisten aus rassistischen Gründen entfernten und durch einen gestürzten SA-Dolch mit Hakenkreuzknäuf ersetzten. 1937 wurde die Mohrenstraße in „Straße der SA“ umbenannt. Nach Ende der Nazi-Diktatur wurde der „Coburger Mohr“ wieder ins Wappen aufgenommen und die Mohrenstraße erhielt ihren Namen zurück. 1974 entschied der Stadtrat von Coburg, das Wappen, in seiner mittelalterlichen Darstellung von Mauritius als Schwarzen beizubehalten, ungeachtet der möglichen



*Der „Coburger Mohr“ begegnet auf vielfältige Weise im fränkischen Coburg
(Foto: Stefan Federbusch)*

Herkunft und des Aussehens dessen. Letztlich bleibt die Problematik: „Was nicht rassistisch gemeint ist, kann trotzdem rassistisch rüberkommen“ (Tahir Della).

*Vgl. Frank van der Velden, Mauritius – ein Heiliger dekolonisiert sich,
in: Eulenfish, Limburger Magazin für Religion und Bildung Nr. 28 / 2022,
Black Jesus. Ein Perspektivenwechsel, 25-30.*

Digitaler Rassismus?

Künstliche Intelligenz ist auf dem Vormarsch und findet in immer mehr Bereichen Anwendung. Das Problem liegt darin, dass KI auf der Grundlage verzerrter Daten – zudem im Wesentlichen von Männern – trainiert wird: Sie reproduzieren so vielfach rassistische, sexistische, ableistische (Diskriminierung von Menschen mit Behinderungen) und klassistische Narrative. Generative KI verstärkt somit vor allem die Diskriminierung jener Gruppen, die ohnehin unterrepräsentiert oder marginalisiert sind: Schwarze Frauen, ressourcenschwächere soziale Schichtungen, Menschen mit Behinderung oder queere Communities. Sie erscheinen entweder verzerrt, sexualisiert oder gar nicht.

Was tun gegen Rassismus?

„Rassismus ist ein Virus, das schnell mutiert und sich versteckt, anstatt zu verschwinden, aber es lauert immer... Rassismus-Ausbrüche beschämen uns weiterhin, denn sie zeigen, dass unser gesellschaftlicher Fortschritt nicht ein für alle Mal garantiert ist.“

(Papst Franziskus auf dem Kurznachrichtendienst Twitter zum Internationalen Tag gegen Rassismus am 21. März 2021).

Der Kampf gegen Rassismus muss auf der kirchlichen, der gesellschaftlichen und der politischen Ebene stattfinden. Er erfordert entsprechende Verkündigung, Erziehungskonzepte und Bildungsmaßnahmen sowie politische Rahmensetzungen gleichermaßen.

Auf eine Gefahr hat Johannes Röser hingewiesen: „Wenn die Rassismus-Debatte allerdings auf Abwege gerät, indem sie sich selber ins Absurde, gar Lächerliche lenkt, tut sie ihrem wichtigen Anliegen keinen Gefallen. Das trifft auch dort zu, wo jede nicht gefällige Einordnung oder kritische Bemerkung unter Rassismus-Verdacht gestellt wird, wo der Rassismus-Begriff schlagwortartig, undifferenziert dazu dient, unliebsame Beobachtungen und Urteile abzuwehren, um sich damit nur bloß nicht auseinandersetzen zu müssen. Dann nutzt er sich ab und verliert seinen Sinn, seine unterscheidende Schärfe.“ (CiG 35/2020, 379). Es gilt also gut hinzuschauen, um Instrumentalisierungen vorzubeugen und das Kind nicht mit dem Bade auszuschütten.

Sonst kann es beispielsweise passieren, etwa das Kinderfangspiel „Wer fürchtet sich vorm schwarzen Mann“ als rassistisch einzuordnen, obwohl es nichts mit der Hautfarbe zu tun hat. Eine Erklärung geht dahin, dass es bereits im Mittelalter bekannt war und sich auf den „Schwarzen Tod“, auf die Pest bezieht. Jeder, der berührt wurde, stand in der Gefahr, von der ansteckenden Seuche infiziert zu werden.

Ähnlich sieht es Dr. Asfa-Wossen Asperate in seiner persönlichen Wortmeldung „Wer hat Angst vorm Schwarzen Mann?“ (dtv 2021). Er stellt fest, dass mit einer inflationären Ausweitung des Rassismusbegriffs niemand gedient ist. Exemplarisch verweist er auf die afrodeutsche Journalistin und Autorin Alice Hasters, die der Meinung ist, dass Rassismus „schon so lang und so massiv in unserer Geschichte, unserer Kultur und unserer Sprache verankert“ ist, „dass wir gar nicht anders können, als in unserer heutigen Welt rassistische Denkmuster zu entwickeln“. Die Folge: „Rassismus wird man also nicht los, wenn man behauptet, nicht rassistisch zu sein“. Richtig daran ist, auf unbewusste prägende Faktoren zu achten. Somit ist es wichtig, sich als weiß sozialisierte Menschen mit dem eigenen rassistischen Denken auseinanderzusetzen. Damit ist nicht der bewusst intendierte Rassismus rechtskonservativer Menschen und Gruppierungen gemeint, sondern das oft unbewusst rassistisch-stereotype Denken, in das wir von Kindesalter an hineinsozialisiert werden. Die Rassismusforscherin Marita Wagner betont, dass „Rassistisch sozialisiert sein“ und „Rassist/in sein“ keine deckungsgleichen Begriffe sind. Ersteres sei unverschuldet, wir tragen diese Stereotypen und Denkbilder in uns, weil wir sie erlernt haben. Das bedeute aber zugleich, dass wir sie auch aktiv verlernen können, wenn wir dazu bereit sind.

Wenig hilfreich ist, wenn alle über einem Kamm geschoren werden, unabhängig davon, ob sie explizit rassistische Positionen vertreten oder sich umgekehrt bemühen, allen Menschen gleich respektvoll zu begegnen. Ebenso wenig, in Re-Aktionsmuster zu verfallen, die ich bei anderen kritisiere. Der ägyptisch-deutsche Publizist und Politologe Hamed Abdel-Samad schreibt in seinem Buch „Schlacht der Identitäten“: „Doch oft bedienen sich Antirassisten leider der gleichen Mittel wie die Rassisten selbst ... Sie überhöhen die eigene Gruppe und verachten die andere, sie grenzen Andersdenkende aus und sind im Namen der Toleranz vor allem eines: intolerant. Denn sie verengen das Spektrum dessen, was gedacht, gesagt oder getan werden darf, auf eine Weise, dass jede Abweichung davon mit der Moralkeule gegeißelt wird.“

Die kirchliche Ebene

In seiner Enzyklika *Fratelli tutti* hatte Papst Franziskus Rassismus als Teil der tödlichen Kultur des Wegwerfens charakterisiert. „Die Aussonderung nimmt zudem abscheuliche Formen an, die wir als überwunden glaubten, wie etwa der Rassismus, der verborgen ist und immer wieder neu zum Vorschein kommt. Die verschiedenen Ausprägungen des Rassismus erfüllen uns erneut mit Scham, denn sie zeigen, dass die vermeintlichen Fortschritte der Gesellschaft nicht so real und ein für alle Mal abgesichert sind“ (FT 20). In jeder Gesellschaft werden Menschen als Fremdkörper behandelt. „Rassismus ist ein Virus, der leicht mutiert, und, anstatt zu verschwinden, im Verborgenen weiter lauert.“ (FT 97)

Des Weiteren schrieb er: „Manchmal betrübt mich die Tatsache, dass die Kirche trotz solcher Motivationen so lange gebraucht hat, bis sie mit Nachdruck die Sklaverei und verschiedene Formen der Gewalt verurteilte. Durch die Weiterentwicklung von Spiritualität und Theologie haben wir heute keine Entschuldigung mehr. Trotzdem gibt es immer noch jene, die meinen, ihr Glaube würde sie ermutigen oder es ihnen zumindest erlauben, verschiedene Formen von engstirnigen und gewalttätigen Nationalismen zu unterstützen, von fremdenfeindlichen Einstellungen, von Verachtung und sogar Misshandlungen von Menschen, die anders sind. Der Glaube muss zusammen mit der ihm innewohnenden Menschlichkeit ein kritisches Gespür gegenüber diesen Tendenzen lebendig halten und dazu beitragen, schnell zu reagieren, wenn sie sich einzunisten beginnen. Daher ist es wichtig, dass die Katechese und die Predigt auf direktere und klarere Weise die soziale Bedeutung der Existenz, die geschwisterliche Dimension der Spiritualität, die Überzeugung der unveräußerlichen Würde jedes Menschen und die Beweggründe, um alle zu lieben und anzunehmen, einbezieht“ (FT 86).

Menschen sind und bleiben jedoch widersprüchlich. Etwa die in der italienischen Küstenstadt Siculiana. Am 3. Mai jedes Jahres sind die Straßen voller Menschen. Dann wird die mannshohe Holzstatue des „Schwarzen Jesus“ auf einem prunkvollen Podest durchs Viertel getragen und verehrt. Dieselben, die dem gekreuzigten schwarzen Jesus zujubeln, protestieren gegen das Flüchtlingszentrum. „Das Komische ist, dass die Einheimischen keine Schwarzen mögen, aber sie lieben den Schwarzen Jesus. Sie lieben ein schwarzes Stück Holz, aber keine Schwarzen aus Fleisch und Blut“, fasst es der junge Edward aus

Ghana zusammen. „Das soll mir mal einer erklären.“

[Vgl. den Film „A Black Jesus“. Dokumentarfilm, Deutschland 2020.

Regie: Luca Lucchesi. 92 Minuten]

Eine zentrale Herausforderung für die Kirche dürfte es sein, ihre „weiße“ Theologie auf unbewusste und gezielt gesetzte rassistische Komponenten zu untersuchen. Dies beginnt beim Gottesbild und schließt die Frage von Übersetzungen ein. Der Theologe Stefan Silber hat darauf verwiesen, dass etwa in der Exegese rassistische Vorurteile stecken. Im Hohelied der Liebe heißt es: „Schwarz bin ich und schön“. Im Hebräischen stünde tatsächlich ein „und“. Die lateinische Bibelübersetzung hat aber schon vor Jahrhunderten übersetzt: „Schwarz bin ich, doch schön.“

In den letzten Jahren gab es verstärkt Workshops mit konkreten Übungsmöglichkeiten der Reaktion auf rechtsgerichtete Parolen. Im Bistum Essen hat die Caritas bereits vor Jahren das Zivilcourage-Projekt „Sach wat!“ ins Leben gerufen, in dem „Tacheles für Toleranz“ geredet wird. Bei der „Kneipentour“ wird der Umgang mit fremdenfeindlichen Parolen hautnah geübt: Ein Schauspieler-Duo stellt Stammtischgespräche nach, welche von einem Argumentationstrainer aufgegriffen werden, um gemeinsam mit den Gästen Gegenstrategien zu entwickeln. Das Projekt erhielt 2017 den Katholischen Preis gegen Fremdenfeindlichkeit und Rassismus. Für Susanne Brandes ist es das Wichtigste, dass Hassparolen und Verschwörungstheorien nicht einfach so stehen gelassen werden. „Und wenn man nur sagt: Hören Sie auf, so einen Quatsch zu reden! Es ist wichtig, dass man nicht schweigt, sondern irgendwie widerspricht. Schon alleine, um den Opfern zu signalisieren, dass sie nicht alleine sind.“

Auf Anregung der Migrationskommission lobt die Deutsche Bischofskonferenz seit 2015 alle zwei Jahre den Katholischen Preis gegen Fremdenfeindlichkeit und Rassismus aus. Mit dem Preis werden Personen und Gruppen ausgezeichnet, „die sich in Deutschland aus dem katholischen Glauben heraus im Kampf gegen Fremdenfeindlichkeit und Rassismus beziehungsweise für ein respektvolles Zusammenleben von Menschen unterschiedlicher Herkunft engagieren“. 2021 erhielt die mit 5.000 Euro dotierte Hauptauszeichnung die Initiative „Ostritzer Friedensfest“. Die Initiative habe seit 2018 sieben „Friedensfeste“ in der Stadt in Sachsen organisiert, hieß es. Entstanden sei sie aus dem Protest gegen ein rechtsextremes Musikfestival am Rande von Ostritz. 2023

wurde die Katholische Erwachsenenbildung im Land Sachsen-Anhalt ausgezeichnet mit ihrem Projekt „Kirche für Demokratie. Verantwortung übernehmen - Teilhabe stärken“. Im Rahmen des Projekts wurden bisher 20 Ehrenamtliche zu Demokratieberaterinnen und -beratern ausgebildet, die sich an ihren Arbeitsplätzen und in katholischen Organisationen gegen Diskriminierung und Rassismus engagieren. Auf diese Weise entstünden im ganzen Bistum Magdeburg Beratungsangebote und lokale Initiativen gegen Rassismus und für den Frieden, die gerade auch in den ländlichen Regionen des Bistums wirkten, hieß es.

Der Katholische Kinder- und Jugendbuchpreis der DBK wurde 2023 an ein Buch über rassistische Vorurteile und deren Entkräftung vergeben. Die Graphic Novel „Völlig meschugge?!“ von Autor Andreas Steinhöfel und Grafikerin Melanie Garanin zeige eindrucksvoll, wie junge Menschen voneinander lernen könnten. „Meschugge“ ist ein Begriff aus dem Jiddischen, der sich im Deutschen als Bezeichnung für „verrückt, nicht bei Verstand sein“ etabliert hat. Das Buch stellt drei befreundete Jugendliche in den Vordergrund, Charly, Benny und Hamid. Nach dem Tod seines Großvaters kommt der jüdische Benny mit einer Kette mit Davidstern in die Schule, um so seine Erinnerung und Verbundenheit auszudrücken. Das löst Konflikte aus, die sich immer mehr auch in rassistischen Handlungen ausdrücken, von denen sich auch der muslimische Hamid beeinflussen lässt. Die überzeugte Veganerin und Umweltschützerin Charly glaubt weiterhin an die Freundschaft zwischen den dreien und tritt zunehmend als Vermittlerin auf.

Die gesellschaftliche und politische Ebene

2024 feierte das Grundgesetz seinen 75. Geburtstag. Anlässlich des Jubiläums und angesichts der zunehmenden Verbreitung demokratiefeindlicher Positionen gab der Diözesanrat der Katholiken der Erzdiözese München und Freising eine Demokratiefibel heraus. Sie trägt den Titel: „Christ:in sein heißt politisch sein. Warum und wie Kirche für Demokratie eintreten muss – Eine Lesebibel zum 75. Geburtstag des Grundgesetzes“.

Die Lesebibel ist als digitale Ausgabe oder als Druckexemplar kostenlos verfügbar unter: <https://www.erzbistum-muenchen.de/dioezesanrat/publikationen>

Bundespräsident Roman Herzog hat im Januar 1996 den 27. Januar zum Tag des Gedenkens erklärt. Am 27. Januar 1945 wurde das Konzentrationslager

Ausschwitz von russischen Soldaten befreit. In seiner damaligen Rede sagte Roman Herzog: „Die Erinnerung darf nicht enden; sie muss auch künftige Generationen zur Wachsamkeit mahnen. Es ist deshalb wichtig, nun eine Form des Erinnerns zu finden, die in die Zukunft wirkt. Sie soll Trauer über Leid und Verlust ausdrücken, dem Gedenken an die Opfer gewidmet sein und jeder Gefahr der Wiederholung entgegenwirken.“

Inzwischen ist auch der 2. August als Europäischer Holocaust-Gedenktag für Sinti und Roma etabliert: In der Nacht vom 2. auf den 3. August 1944 wurden in Auschwitz-Birkenau die verbliebenen über 4.000 Sinti und Roma von den Nationalsozialisten ermordet.

Seit 2006 gibt es die Antidiskriminierungsstelle des Bundes, die nach den Anforderungen des damals beschlossenen Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetzes eingerichtet wurde. Im Jahr 2023 wurde mit 10.772 Beratungsanfragen zu Diskriminierungsfällen ein Rekordwert registriert. Die meisten beziehen sich auf rassistische Diskriminierung.

Jakob Springfeld, der sich im Osten Deutschlands gegen Rechtsextremismus engagiert, hat den Wunsch: „Dass wir schauen, dass wir aus dem Reagieren auf die Rechten herauskommen.“ Denn sehr häufig verfange sich die Gesellschaft im Hamsterrad des Reagierens. Dies sei nach wie vor ein Dilemma. Denn in dieser Situation gebe es einerseits die Möglichkeit, die Szene zu ignorieren und damit zu normalisieren. Oder andererseits viel darüber zu sprechen und damit dafür zu sorgen, dass sich Bezeichnungen aus der rechten Szene verankern und auch normalisieren. Beides sei gefährlich. „Wir müssen Räume schaffen, wo Menschen, die vor Ort demokratisch arbeiten, zusammenkommen können“, sagte Springfeld. Abarbeiten am Diskurs bringe die Gesellschaft nicht weiter. „In der Zeit, in der ich einen Neonazi überzeuge, nicht Neonazi zu sein, kann ich im besten Fall zehn Leute zusammenbringen, die sich gemeinsam engagieren“, so Springfeld.

Die Black Lives Matter – Bewegung

Rassismus im politischen Handeln

Stefan Federbusch OFM

Am 15. März 2019 hat ein 28-jähriger Rechtsextremist aus Australien in Christchurch in Neuseeland 51 muslimische Gläubige erschossen sowie 50 weitere teils schwer verletzt. Sie befanden sich in der Al-Nur-Moschee und im Linwood Islamic Center. Er wurde zu einer lebenslangen Gefängnisstrafe ohne Möglichkeit einer vorzeitigen Entlassung verurteilt.

Am 14. Dezember 2025 haben zwei Attentäter – ein Vater und sein Sohn – 15 Menschen getötet, die anlässlich des jüdischen Lichterfests Chanukka am Bondi Beach in Sydney zusammengekommen waren. Der Vater wurde von der Polizei erschossen, der Sohn mit lebensgefährlichen Schusswunden ins Krankenhaus gebracht.

Dies sind nur zwei Beispiele von vielen, wo aus rassistischen Motiven Menschen aufgrund ihrer Religionszugehörigkeit ermordet werden, in dem Fall aus einer antiislamistischen bzw. einer antisemitischen Haltung.

Der Anschlag von Hanau

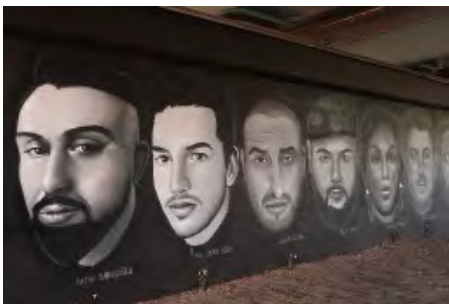
„Übersehen wir nicht die bösen Geister in unserer Mitte - den Hass, die Ausgrenzung, die Gleichgültigkeit. Aber bitte: Lasst uns glauben an den besseren Geist unseres Landes, an die Kraft zum Miteinander, an den Willen zum gemeinsamen Wir!“

*(Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier beim Jahres-Gedenken
an die Opfer von Hanau)*

Am Abend des 19. Februar 2020 tötete ein 43-jähriger Deutscher in der Innenstadt und im Stadtteil Kesselstadt neun Hanauerinnen und Hanauer. Im Anschluss seiner Tat fuhr der Täter zu sich nach Hause, wo er gegen 3 Uhr sich und seine Mutter tötete. Im Nachgang der Ermittlungen wurden der Polizei

schwere Versäumnisse vorgeworfen. So war laut der Recherchegruppe Forensic Architecture das Haus, in dem der Täter sich befand, nicht dauerhaft gesichert. Die Besatzung des Polizeihubschraubers war über den Standort des Täterhauses nicht informiert. Spezialeinheiten drangen erst nach 3 h in das Haus ein. In der Tatnacht nahm nur eine Polizistin Anrufe entgegen. Es gab keinen „Überlauf“ ans Polizeipräsidium Südosthessen. Der 22-jährige Vili Viorel Paun versuchte dreimal vergeblich, den Notruf zu erreichen, nachdem er dem Täter vom ersten zum zweiten Tatort folgte. Er bezahlte dieses behördliche Versagen mit seinem Leben und wurde erschossen. Mehrere Menschen hätten vermutlich fliehen können, wenn der Notausgang der Arena-Bar nicht verschlossen gewesen wäre. Bereits im Vorfelds hatte der Täter verschwörungstheoretische Schreiben mit rechten Narrativen an Staatsanwaltschaft, Generalbundesanwalt und Polizei geschickt, die jedoch keinerlei Anhaltspunkte für eine Straftat sowie Ermittlungen sahen. Bereits 2018 soll der Täter eine Sexarbeiterin bedroht, ihr eine Waffe gezeigt und Todesangst verbreitet haben.

Die Ergebnisse wurden im Rahmen der Ausstellung „Three Doors“ im Frankfurter Kunstverein gezeigt, um eine Gegenerzählung zu den Ereignissen in Hanau zu schaffen, eine Sichtbarkeit der Opfer und um deren Rechte zu stärken. Es geht der Kunst auch darum, demokratische Strukturen zu verteidigen und die Werte der Zivilgesellschaft zu stärken. Zur Erinnerung an das rassistische Attentat findet seit 2023 jährlich auch der von Kulturstatsministerin Claudia Roth initiierte „Aktionstag Hanau“ statt.



In Memoriam der Opfer: Gökhan Gültekin, Sedat Gürbüz, Said Nesar Hashemi, Mercedes Kierpacz, Hamza Kurtović, Vili Viorel Păun, Fatih Saraçoğlu, Ferhat Unvar und Kaloyan Velkov (Fotos: Stefan Federbusch)

Das zentrale Mahnmal für die neun Opfer des rassistischen Anschlags in Hanau wird vor dem zukünftigen „Haus für Demokratie und Vielfalt“ am Kanalторplatz errichtet. Der Bereich rund um das Mahnmal wird offiziell den Namen „Platz des 19. Februar“ tragen. Damit fand im November 2024 ein jahrelanges Streitthema um den Standort des Gedenkortes in der Stadtpolitik ein Ende. Während von den Angehörigen und Hinterbliebenen der Marktplatz favorisiert wurde, plädierte Oberbürgermeister Kaminsky für den Kanalторplatz oder den Freiheitsplatz. Als Mahnmal wird der Entwurf „Einschnitt“ von Heiko Hühnerkopfs umgesetzt.



Sebastian Friedrich bekam 2021 den Katholischen Medienpreis der Deutschen Bischofskonferenz in der Kategorie Radio für seinen Hörfunkbeitrag „Der letzte Tag: Das Attentat von Hanau“ für Deutschlandfunk Kultur, WDR und NDR. Die Jury würdigte die „akribische audiophone Rekonstruktion des Attentats“, bei dem ein 43-jähriger Deutscher in Hanau neun Menschen mit ausländischen Wurzeln erschossen hatte.

Der Film „Das Deutsche Volk“ des Regisseurs Marcin Wierzchowski, der am 18. Februar 2025 auf der Berlinale Premiere hatte, nimmt auf berührende, aber auch aufwühlende Weise den Kampf der Familien für Aufklärung, für Anerkennung und gegen das Vergessen in den Blick und zeigt, dass auch fünf Jahre nach dem Anschlag für die Familien der Schmerz und der Verlust unverändert Teil ihres Lebens sind.

Gereon Alter: Wort zum Sonntag am 22.02.2020

„Hanau. Ich hab am Donnerstag vor dem Fernseher gesessen und geweint. Mir sind Tränen in die Augen gestiegen, als ich die gesehen und gehört habe, die das blutige Gemetzel aus nächster Nähe miterlebt haben. Nicht nur, weil mir ihr Schmerz, ihre Trauer und ihre Ohnmacht nahegegangen sind, sondern auch, weil sie eine so menschliche Größe gezeigt haben. Keiner von ihnen hat ein Wort des Hasses in den Mund genommen. Niemand hat von Rache gesprochen. Stattdessen haben sie das gute Miteinander in ihrem Stadtteil beschrieben und von der Normalität einer Gesellschaft gesprochen, die von Einwanderung, Verschiedenheit und Buntheit geprägt ist – in einem Moment, in dem einer sie gerade deshalb auf brutalste Weise verletzt hat. Diese Größe hat mich tief berührt.

Und dann ist Zorn in mir aufgestiegen. Zorn über diejenigen, die immer noch nicht wahrhaben wollen, dass es einen Zusammenhang gibt zwischen dem blutigen Gemetzel in Hanau, dem Anschlag auf die Synagoge in Halle, der Ermordung von Walter Lübcke und den Gräueltaten des NSU. Zorn über diejenigen, die nur von einem „Verbrechen“ sprechen. Als sei irgend-etwas Kriminelles geschehen. Anstatt auszusprechen, was doch ganz klar auf der Hand liegt: dass auch die Tat eines offenkundig gestörten Einzeltäters auf einem gesamtgesellschaftlichen Nährboden wächst. So krude und krankhaft das auch erscheint, was der Mörder von Hanau sich da zu seinem Weltbild zusammengezimmert hat: es besteht aus demselben wirren und kranken Gedankenmaterial, das uns auch im Internet, in rassistischen Malbüchern und dem übel hetzenden Wortwechsel auf der Straße begegnet. Es geht nicht nur um einen Einzeltäter. Es geht um unsere gesamte Gesellschaft. Es geht um das Klima, das unter uns herrscht. Um die Art und Weise, wie wir denken und miteinander reden. Und um das, was uns wichtig ist und wofür wir uns gemeinsam stark machen wollen.

Was können wir tun? Wir können ganz sicher nicht verhindern, dass es wieder zu einer solch grausamen Tat kommt. Das zu meinen, wäre naiv. Aber wir können eine ganze Menge tun, um die Wahrscheinlichkeit einer solchen Tat zu verringern und ihr den Nährboden entziehen. Was die Verringerung der Wahrscheinlichkeit betrifft, da bin ich kein Experte. Da sind jetzt der Gesetzgeber, die Justiz und die Fachleute für Präventionsmaßnahmen gefordert. Aber auf den Nährboden kann ich Einfluss nehmen. Auf das Klima, das in unserer Gesellschaft herrscht. Auf die Art und Weise, wie wir denken und miteinander reden.

Wenn ich im Internet auf einen Kommentar stoße, bei dem ich das Gefühl habe: „Hey, das ist so nicht in Ordnung! Das diskriminiert einen anderen!“ – dann kann ich weiterscrollen oder Stellung beziehen. Wenn ich an der Supermarktkasse oder in der Kneipe Worte wie „Kopftuchmädchen“ oder „Messermänner“ höre – dann kann ich schweigen oder etwas dazu sagen. Wenn ich im Fußballstadion bin und ein dunkelhäutiger Spieler mit Affenlauten beleidigt wird – dann kann ich das ignorieren oder mich vernehmbar darüber empören, gemeinsam mit anderen. Ich kann eine ganze Menge tun, um Gräueltaten wie der von Hanau den Nährboden zu entziehen, indem ich nur ein wenig Mut aufbringe.

Und ich kann mich für einen Gegenentwurf stark machen. Für den Entwurf einer Gesellschaft, die nicht von kruden Verschwörungstheorien, Fake News und Diskriminierungen bestimmt wird, sondern von Nüchternheit, Wertschätzung und Menschlichkeit. Für mich als Christ ist dabei von Bedeutung, dass ich an einen Gott glaube, der alle Menschen in gleicher Weise liebt und vor allem den Schwachen zur Seite steht. Denen, die in Hanau ermordet wurden. Denen, die noch lange unter den grausamen Eindrücken leiden werden. Denen, die inzwischen Angst haben, in Deutschland zu leben, weil sie einer Minderheit angehören. Und auch denen, die – obwohl sie sich im Moment vielleicht schwach und ohnmächtig fühlen – aufstehen, ihre Stimme erheben und Haltung zeigen.“

Auf dem rechten Auge blind?

Bis heute ungeklärt ist der Tod des in Sierra Leone geborenen Oury Jalloh, der 2005 in einer Zelle der Dessauer Polizei starb. In Erinnerung bleibt die extrem rechte Terrorgruppe „Nationalsozialistischer Untergrund“, die mindestens zehn Morde, fünfzehn Raubüberfälle und drei Sprengstoffanschläge in Deutschland begangen hat, ohne dass die Polizei ihr auf die Spur kam. Die Polizei verdächtigte die Opfer und deren Angehörige anstatt rassistischen Tatmotiven nachzugehen (zur Chronologie vgl. FR 30. Oktober 2021, 3). Erst am 4. November 2011 enttarnte sich die Gruppe selbst.

In den Jahren 2019/20 wurden 133 Drohschreiben mit der Signatur „NSU 2.0“ versandt. Dabei wurden persönliche Daten der Adressaten von verschiedenen Polizeicomputern abgerufen. Nicht zuletzt durch den Terroranschlag von Hanau sowie interne rechte Netzwerke steht die deutsche Polizei immer wieder

im Fokus der Kritik. Dies auch deshalb, da sie in einer gesellschaftlich besonders herausgehobenen Stellung ist. Da sie über das Gewaltmonopol verfügt, braucht es von Seiten der Beamtinnen und Beamten prinzipiell der Bereitschaft, auch Gewalt einzusetzen. Die Frage, mit welchem Selbstbild die einzelnen, aber auch die Institution als Ganze unterwegs sind, bedarf daher eines besonders sorgfältigen Blickes. Auf der einen Seite gibt es den Bereich „Die Polizei, dein Freund und Helfer“ – die Bürgerpolizei, auf der anderen Seite die Schutzpolizei, die bis hin zur Terrorabwehr tätig zu werden hat. Die Praxis der Gewalt wirkt sich auf alle Beteiligten aus. „Die aggressive Polizeimännlichkeit, die in der Cup Culture dominiert, heroisiert den Kampf, Offensive und Körperlichkeit. Sie gilt nicht nur als notwendiger, sondern auch als erstrebenswerter Teil polizeilicher Tätigkeit.“ Der Polizeiforscher und Kriminologe Tobias Singelstein und der Rechtsanwalt Benjamin Derin stellen in ihrem Buch über die Polizei dar, dass zumindest nach dem offiziellen Leitbild am Ende des 20. Jahrhunderts das Konzept der Bürger:innenpolizei stärker kultiviert, nach den islamischen Anschlägen vom 11. September 2011 und den folgenden Entwicklungen aber von einem eher kriegesischen Auftreten verdrängt wurde. Hinzu komme, dass sich viele Polizistinnen und Polizisten nicht genug wertgeschätzt fühlten und der Respekt ihnen gegenüber abgenommen habe. Da auch Polizeigewalt von weiten Teilen der Bevölkerung nicht mehr kritiklos hingenommen wird, sehen sich Teile der Polizei selbst als Opfer. Es komme zu einer Entfremdung von Polizei und Gesellschaft und eines Rückzugs von Teilen der Polizei auf sich selbst.

Festzustellen ist, dass die Gewalt nicht nur an Polizisten zugenommen hat. Es trifft ebenso Feuerwehrleute und Sanitäter. Vor gut 30 Jahre schrieb Hans Magnus Enzensberger vom „molekularen Bürgerkrieg“: „Die Gewalt hat sich von allen ideologischen Begründungen befreit.“ Harry Nutt deutet es so: „Feuerwehrleute, THW-Kräfte und das Begleitpersonal von Krankenwagen scheinen insbesondere deshalb zum Ziel geplanter oder zufälliger Wutattacken zu werden, weil sie als Garanten einer gesellschaftlichen Stabilität jenseits der staatlichen Ordnungs- und Sicherheitspolitik in Erscheinung treten. Sie bilden die Zielscheibe einer Lust auf Attacke, in der sich soziale Desintegration, Bürgerkriegserfahrungen in den Herkunftsmilieus und neorechte Umsturzfantasien überlagern“ (FR 4. Januar 2023).

Nähere Hintergründe: Benjamin Derin / Tobias Singelstein, Die Polizei: Helfer, Gegner. Staatsgewalt. Inspektion einer mächtigen Organisation, Econ Verlag, Berlin 2022. Aiko Kempen, Auf dem rechten Weg, Europa-Verlag 2021.

Die Black Lives Matter – Bewegung

Am 25. Mai 2020 wird der unbewaffnete Schwarze George Floyd bei seiner Festnahme in Minnneapolis durch die Polizei getötet. Der weiße Beamte Derek Chauvin drückte sein Knie minutenlang auf Floyds Hals, während dieser immer wieder röchelte „I can't breathe!“ Die auf einem Video festgehaltene Tat löste im ganzen Land Massenproteste gegen Polizeigewalt und Rassismus aus. Ein Jahr nach dem Tod von Floyd einigte sich dessen Familie mit der Stadt auf ein Schmerzensgeld von 27 Millionen US-Dollar. Der Tod von George Floyd löste auch in Deutschland eine Protestwelle aus, wie es sie selbst nach den vorhergehenden Anschlägen etwa von Hanau nicht gegeben hat. Insbesondere gegen Polizeigewalt und institutionellen Rassismus wurde demonstriert.

In den USA war die Black Lives Matter (= Schwarze Leben zählen) die größte Protestbewegung seit 1991, als vier Beamte des Los Angeles Police Department den schwarzen Bauarbeiter Rodney King zusammenschlugen und dabei gefilmt wurden. Als sie 1992 von jeder Schuld freigesprochen wurden, kam es zum einwöchigen Aufstand.

Im August 2020 wiederholte sich Ähnliches in Kenosha (Wisconsin). Dort schoss ein Polizist dem 29-jährigen Afroamerikaner Jacob Blake in Gegenwart seiner drei Kinder sieben Mal in den Rücken. Die lebensgefährlichen Verletzungen führten zu Lähmungen. Die zunächst friedlichen Proteste schlugen in Gewalt um. Der 17-jährige Kyle Rittenhouse fuhr daraufhin von seinem Heimatort nach Kenosha und erschoss dort zwei Männer einer Anti-Rassismusedemonstration und verletzte einen schwer. Rittenhouse war begeisterter Trump-Fan, der die Black Lives Matter-Bewegung als kriminelle linksradikale Macht dämonisierte. Ein Zeichen setzten die Athleten der Basketball-, der Baseball- und der Fußballligen, die zu ihren Spielen aus Protest gegen die rassistische Gewalt nicht antraten.

Anfang Januar 2023 kam der 29-jährige Tyre Nichols in Memphis im Zuge einer Verkehrskontrolle ums Leben. Das vorhandene Videomaterial zeigt, dass die Polizisten Elektroschocker und Pfefferspray einsetzten, ihn fesselten und drei Minuten lang brutal zusammenschlugen. Im Unterschied zu den zuvor genannten Fällen handelte es sich bei den Tätern um Schwarze. Gewalt von Schwarzen gegen Schwarze ist eine Realität, die es ebenso in den Blick zu nehmen gilt.

[Vgl. Johannes Röser, Schwarzes Schicksal – schwarze Freiheit. Die Afroamerikaner und der Rassismus, in: Christ in der Gegenwart, Nr. 24, vom 14. Juni 2020]

Experten schätzen, dass in den USA jährlich bis zu 1.000 Angehörige von Minderheiten durch Polizeigewalt sterben. Der Kolumnist Adam Serwer beschrieb im „Atlantic Magazine“ die Wirklichkeit als Teil des „Rassenvertrags“ in den USA. In Amerika habe man sich mit unsichtbarer Tinte darauf geeinigt, dass die afroamerikanische Minderheit nicht im selben Maß an der Gesellschaft teil hat wie die weiße Mehrheit.

Denkmalsturz eines Indianermissionars

Infolge der länderübergreifenden Proteste gegen Rassismus wurden Denkmäler niedergerissen, die an Kriegsherren der Südstaaten im Amerikanischen Bürgerkrieg erinnern oder an Personen, die verdächtigt werden, das Sklaventum befördert, zumindest akzeptiert zu haben. In San Francisco und Los Angeles haben Nachfahren der indianischen Urbevölkerung und Protestler der Bewegung „Black Lives Matter“ (Schwarze Leben zählen) Statuen des Missionars Junipero Serra (1713-1784) vom Sockel geholt. Serra, von Mallorca stammend, war ein hochgebildeter Mann, Doktor der Theologie und Universitäts-Dozent. Nach seiner Entsendung ins Vizekönigreich Neuspanien studierte er die Sprache der Pame-Indianer und übersetzte den Katechismus. Dem Franziskaner, der – von Mexiko kommend – in Kalifornien elf Missionsstationen gegründet hatte, aus denen sich bedeutende Städte wie San Francisco, San Diego, Los Angeles, Santa Barbara entwickelten, wird geschichtsblind vorgeworfen, er habe Ureinwohner zwangsgetauft und unterdrückt. Dagegen betonten die kalifornischen Bischöfe, dass Serra den Vorstellungen seiner Zeit weit voraus war. Er habe die Rechte der Einheimischen verteidigt. „Die historische Wahrheit ist, dass Serra immer wieder bei den spanischen Behörden auf eine bessere Behandlung der Ureinwohner gedrängt hat.“ San Franciscos Erzbischof Salvatore Cordileone erklärte, Serra habe „heroische Opfer gebracht, um die Ureinwohner vor den spanischen Eroberern zu schützen, insbesondere vor den Soldaten“. Papst Franziskus hatte Junipero Serra 2015 zum Heiligen der Weltkirche erhoben. Dagegen hatten Nachfahren der Ureinwohner protestiert. (vgl. CiG 26/2020, 274)

Grußbotschaft des Bischofs von Limburg, Dr. Georg Bätzing, an die muslimischen Gläubigen anlässlich des Festes des Fastenbrechens 2025

*Der Friede sei mit Ihnen!
Liebe muslimische Gläubige,*

zum diesjährigen Fest des Fastenbrechens sende ich Ihnen herzliche Segenswünsche und möchte Sie zum vollendeten Fasten beglückwünschen.

Es ist eine schöne Fügung, dass sich in diesem Jahr der muslimische Fastenmonat und die christliche Fastenzeit fast vier Wochen lang überschneiden haben. Christliche und muslimische Gläubige konnten daher gleichzeitig erfahren, dass Fastenzeiten Zeiten der Umkehr sind: Der fastende Mensch besinnt sich erneut auf Gott, sucht die Nähe seines Schöpfers im Gebet, zeigt sich solidarisch mit den Bedürftigen, übt sich in Nächstenliebe.

Und doch müssen wir in diesen nicht einfachen Zeiten mehr miteinander teilen als die berechtigte Freude über vergleichbare spirituelle Praktiken. Wir leben in einer Welt, die voll Unrecht und Konflikten ist, und die uns vor eine unsichere Zukunft stellt. Diese Welt verlangt von uns eine Antwort der Geschwisterlichkeit und des Dialoges. Deswegen stellt die diesjährige Botschaft des Päpstlichen Rats für den interreligiösen Dialog zum Ramadan und zum Fest des Fastenbrechens schon in ihrem Titel die Frage, was wir – als Christen und Muslime – „gemeinsam werden wollen“.

Papst Franziskus hat bereits im Jahr 2020 in seiner Enzyklika *Fratelli Tutti* (Kap. 27) vor einer zunehmenden Kultur des „Mauerns“ gewarnt: Er warnt vor

Mauern, die auf der Erde errichtet werden und die Begegnung mit anderen Kulturen und Völkern verhindern. Er warnt aber genauso auch vor den Mauern im Herzen, die uns von den Menschen trennen, mit denen wir in der Welt und in unserer Gesellschaft zusammenleben. „Folglich werden neue Schranken zum Selbstschutz aufgerichtet, sodass nicht mehr die eine Welt existiert, sondern nur noch die ‚meine‘, bis zu dem Punkt, dass viele nicht mehr als Menschen mit einer unveräußerlichen Würde angesehen werden, sondern einfach zu ‚denen da‘ werden.“ Dieses Ausblenden der Anderen – in ihrer Würde, in ihrem kulturellen wie religiösen Reichtum, in ihrer Freude und in ihrem Leid – prägt heute leider viele Konflikte in Deutschland und weltweit.

Zwischen uns soll es nicht so sein. Christen und Muslime sollen nicht getrennt und unbeteiligt nebeneinanderher leben, sondern ein ernsthaftes Interesse aneinander haben und gegenseitige Hochachtung zeigen. Schon die Konstitution *Nostra aetate* des Zweiten Vatikanischen Konzils, die in diesem Jahr 60 Jahre alt wird, spricht in ihrem dritten Kapitel von dieser Hochachtung, welche die Kirche dem Glauben der Musliminnen und Muslime entgegenbringt. Gleichzeitig betont *Nostra aetate* (Kap. 4), dass es nicht nur um den Dialog zwischen Christentum und Islam gehen kann, sondern dass die Kirche dabei immer auch den Dialog mit Jüdinnen und Juden mitbedenken muss, mit denen wir gemeinsam Gott „Schulter an Schulter dienen“ – ein Bibelzitat (Zefania 3,9), auf das *Nostra aetate* sich an dieser Stelle bezieht. Anstelle von Mauern können wir also Brücken bauen, um Juden, Christen, Muslime, und darüber hinaus Menschen aller Religionszugehörigkeiten und Weltanschauungen miteinander zu verbinden.

Gemeinsam können wir uns in unserem Land aufmachen, um Spaltungen zu überwinden, Kränkungen zu vergeben und dem Gemeinwohl zu dienen! Wir können Zeugnis davon abgeben, dass zwischenmenschliche Toleranz und Akzeptanz möglich sind – trotz aller politischen Ideologien, die heute ganze Gruppen von Menschen von einer fairen Teilhabe an unserer Gesellschaft ausschließen wollen und trotz aller historischen Lasten, die dieser Toleranz entgegenstehen. Es ist eine Botschaft der Hoffnung, die sich gleichzeitig allen Formen von Antisemitismus und Rassismus entgegenstellt, zu denen in unserem Land eben auch ein bedauerlicher antimuslimischer Rassismus zählt. Und es ist das Vertrauen auf Gott, auf sein Erbarmen und auf seine Liebe, das uns zu dieser Hoffnung berechtigt.

In dieser Hoffnung des Glaubens wünsche ich Ihnen und Ihren Familien Gottes Segen und ein fröhliches Fest. Möge der barmherzige Gott Sie und Ihre Familien bewahren, möge er Ihre Gebete erhören und Ihnen gnädig sein!

Dr. Georg Bätzing (Jg. 1961)

*ist seit dem 18. September 2016 Bischof von Limburg; seit dem 3. März 2020
zudem Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz.*

Nie wieder? – Der alltägliche Judenhass

Eine Predigt zum 9. November 2019

Werenfried Wessel OFM

I.

Die Nacht vom 9. zum 10. November 1938 ging als die „Reichskristallnacht“ in die Geschichte ein.

Es war die Zeit, als das Kreuz Haken bekam, und d i e s e s Kreuz brachte die Hölle: Eingeschlagene Fenster, zerfetzte Gardinen, Möbel wurden auf die Straße geworfen. SS-Leute, trieben Juden barfuß durch Glassplitter. Die Synagoge in Hörde wird in Brand gesteckt, die in Dorstfeld demoliert, die Große Synagoge da, wo heute das Stadttheater steht, wurde schon vorher halb abgerissen. Behinderte verschwinden über Nacht. Die Presse feiert das Ganze als „spontane Erhebung“. 1039 Dortmunder Juden starben in den folgenden Jahren in den KZs.

II.

Immer wieder kann man hören: Was habe ich mit dem Holocaust zu tun? Ich war doch noch ein Kind.

Oder: Ich lebte doch noch gar nicht. Irgendwann muss man unter dieses Kapitel doch mal einen Schlusstrich ziehen. Aber genau das dürfen wir nicht. *„Erinnerung ist die Voraussetzung für Versöhnung“*, so der Friedensnobelpreisträger Elie Wiesel.

Man m u s s davon reden, weil es immer wieder neue Sündenböcke gibt: Mal sind es die Türken, die Schwarzen, die Schwulen, dann sind es die Bullen, die Hartz-Vier-Empfänger. Und nicht nur die. Ich denke an Journalisten, die eingeschüchtert werden sollen. Ich denke an eine offizielle Anfrage der Rechten, vor einiger Zeit an den Rat unserer Stadt gerichtet, wie viele Juden in Dortmund wohnten und wo. Spüren Sie die Provokation?

Ich denke an Bürgermeister, die aus Angst um ihre Familie ihr Amt aufgeben. An Politiker, die Morddrohungen bekommen, die auf Todeslisten stehen, wie in diesen Tagen Claudia Roth oder Cem Özdemir, in dessen E-mail steht: – Zitat – *„Zur Zeit sind wir am Planen, wie und wann wir Sie hinrichten. Vielleicht bei der nächsten öffentlichen Kundgebung.“*

Ich denke an den Hass aus tausend Kehlen, an Runenschriftzüge der Nazis, die erneut auf Bomberjacken und Plakaten erscheinen. Ich denke daran, dass *„Du Jude!“* auf Schulhöfen wieder ein Schimpfwort geworden ist. Von irgendwoher müssen die Kinder das ja haben. Noch deutlicher: Wenn ein Politiker aus der Führungsriege der AfD den Holocaust einen *„Fliegenschiss der Geschichte“* nennt oder ein anderer das Berliner Denkmal für die ermordeten Juden, – ein *„Denkmal der Schande“*, dann fragt man sich: Heißt das *„Nie wieder!“* von '45, damals, als Deutschland in Schutt und Asche lag mit Scham und Reue gesprochen, heißt dieses *„Nie wieder!“* noch Nie wieder?

All die vielen, die jüngst wieder, aus welchem Grund auch immer, die AfD gewählt haben, die man deswegen auch nicht alle automatisch als Rechtsradikale bezeichnen kann, das ist mir wichtig zu sagen, die müssten aber dennoch wissen, dass sie mit ihrer Stimme auch Politikern Macht geben, die in unserem Land nichts als Angst, Hass und Hetze verbreiten.

Jom Kippur, das Fest der Versöhnung, das höchste Fest der Juden. 51 Menschen sind in der Synagoge von Halle. Hätte die Holztür nicht gehalten, es hätte ein unbeschreibliches Massaker gegeben! Es ist nicht übertrieben, von einer neuen Qualität rechtsradikaler Gewalt zu sprechen, von einer neuen Form des Terrorismus, begangen von vermeintlich *„einsamen Wölfen“*. In Wahrheit aber bilden diese Wölfe ein wachsendes, weltweit vernetztes Rudel. Einer dieser Wölfe macht sich selbstständig und erschießt den Kasseler Regierungspräsidenten Dr. Walter Lübcke auf dem Balkon seines Hauses.

III.

Das Alarmierende ist: So etwas hat einen Nährboden, bereitet sich unter der Decke vor nach dem Motto *„Nun übertreibt man nicht!“* *„Das wird man ja wohl noch sagen dürfen.“*

Es reicht ein Blick auf die Mitte unserer Gesellschaft: Im Fernsehen konnte man erfahren, 40% der Deutschen seien der Meinung, man rede zu viel über den

Holocaust. In Freiburg ging Mitte Juli ein 61 jähriger Mann auf die Vorsitzende der jüdischen Gemeinde los und rief: „*Sind wir hier in Deutschland oder im Judenland?*“ Und: „*Mich wundert nicht, dass Hitler euch vergast hat, ihr Idioten!*“

In Hemmingen bei Hannover fand im Mai ein altes jüdisches Ehepaar morgens einen Brandsatz auf der Matte und in roter Farbe auf der Haustür das Wort „Jude!“.

In Bamberg stand monatelang auf einer Brückenmauer: „Kauft nicht bei den Juden!“ Die Grenze des Sagbaren hat sich verschoben. Aus Gedanken werden Worte, aus Worten werden Taten. „Der Weg von der Verharmlosung über die Guttheißung bis zu Nachahmung ist erschreckend kurz.“ (Bischof Ulrich Neymeyr) „*Hat Deutschland die Lehren der Nazizeit vergessen?*“ So ein Kommentar der New Yorker Times.

Dabei leben wir doch, bei allem, was es immer wieder zu verbessern gilt, in der freiesten Republik, die wir jemals hatten. Es ist ein freundliches, sicheres, tolerantes Land, für die meisten Migranten geradezu ein „Sehnsuchtsland“, wenngleich sie damit vielleicht auch falsche Vorstellungen verbinden mögen. Deutschland hat nach dem Krieg systematisch versucht, seine unselige Vergangenheit aufzuarbeiten. Das wurde auch vom Ausland mit Respekt und Anerkennung honoriert. Heute tragen wir Verantwortung. Frieden und Freiheit müssen immer neu verteidigt werden.

IV.

Liebe Gemeinde, ich weiß, manche sagen auch: „*Solche Themen gehören nicht in den Gottesdienst. Die Kirche soll sich raushalten aus der Politik.*“ *Spielt euch nicht zu Moralaposteln auf. In der Kirche geht es um Gott und nicht um Politik. Erzählt lieber von eurem Glauben.*“ Ok, dann sage ich, was ich glaube. In meinem Glauben ist Gott ein Gott der unbedingten Liebe zu allem, was lebendig ist. In meinem Glauben zählt das Gebot der Nächstenliebe. „*Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst...*“. In meinem Glauben beziehe ich mich auf Jesus, der als Jude aufgewachsen ist, als Jude gelebt und als Jude geglaubt hat, der sich als Teil des großen Bundes verstanden hat, den Gott mit den Israeliten geschlossen hat, der bis heute gilt. In meinem Glauben gilt, dass jeder Mensch, schwarz oder weiß, arm oder reich, eine unantastbare Würde hat. In unserem Grundgesetz steht nicht: Die Würde der D e u t s c h e n ist unantastbar, sondern die Würde des M e n s c h e n ist unantastbar, eines jeden Menschen! Generell und immer!

In meinem Glauben weiß ich, dass mich auch irren kann, ich weiß, dass auch die Kirche seit dem Mittelalter immer wieder an den Juden schuldig geworden ist. Aber mein Orientierungspunkt *b l e i b t* dieser Glaube an den Gott der Liebe. Wenn ich also von Gott erzählen soll, dann kann ich die Welt nicht auslassen. Der Glaube gehört einerseits zum Persönlichsten des Menschen, aber er hört nie im Privaten auf. Und umgekehrt: Wenn ich politisch denke und rede, hat das auch mit meinem Glauben zu tun. Das Evangelium hat immer auch eine politische Dimension. Wir müssen als Kirche nicht Politik betreiben im üblichen Sinn. Aber wir müssen sagen, woher wir unsere Maßstäbe beziehen, woran wir glauben und was für uns gilt.

V.

November 2019. – Es gibt Situationen, wo man nicht schweigen darf. Wo man reden *m u s s*!

In der dunkelsten Stunde der Geschichte unseres Landes, als die braunen Machthaber ihren Traum von der germanischen Edelfrasse und vom völkischen Herrenmenschen träumten, als blonde Haare etwas galten und braune Uniformen, da stieg in Münster Kardinal von Galen auf die Kanzel der Lambertikirche, und was er sagte, drang bis in's Führerhauptquartier: *„Es ist dir nicht erlaubt! 5. Du sollst nicht töten!“*

Glaube und Politik? Anders als damals kann es auch gut ausgehen: Bevor die Mauer fiel, versammelten sich Christen und Nichtchristen in den Kirchen der DDR zu Friedensgebeten, dann zogen sie unter Lebensgefahr auf die Straße. Mit der einen Hand hielten sie eine Kerze mit der anderen Hand schützten sie das Licht, so blieb keine Hand mehr frei für Gewalt. *„Wir sind das Volk!“* Gebet und Protest. Und das Wunder geschah: Die Mauer fiel!

Werenfried Wessel (Jg. 1936) lebt seit vielen Jahren in Dortmund.

Nach seiner Zeit als Gemeindeseelsorger in Dortmund-Scharnhorst und als Leiter des Kath. Forums war er vor allem als Hospiz-Seelsorger für sterbende Menschen und ihre Angehörigen engagiert.

Buchbesprechung

Franziskanisch all inklusiv

Stefan Federbusch OFM

Der 43. Band in der Reihe „Franziskanische Akzente“ könnte aktueller nicht sein. Der Provinzialminister der Deutschen Minoritenprovinz Andreas Murk widmet sich dem Umgang mit Polemik, Polarisierung und Spaltung. Stichworte, die im Jahr 2025 nicht ganz neu, aber dennoch prägend sind. Die Bundestagswahl im Februar 2025 hat die in Teilen rechtsextreme Alternative für Deutschland (AfD) zur zweitstärksten Kraft werden lassen; die Präsidentenwahlen in den USA im November 2024 mit Donald Trump zum zweiten Mal einen Mann ins höchste Staatsamt gebracht, der in einem fast nicht zu übertreffenden Simplifizismus die Welt in „Gut“ und „Böse“ einteilt, „in solche, mit denen man einen Deal abschließen kann, und solche, die man bekämpfen muss“. Ein Mann, der sich ein Prinzip zu eigen macht, das populistische Menschen aller Couleur eint, nämlich „das populistische Prinzip des ‚Wir-hier-unten gegen Die-da-oben‘, wie es der Politikwissenschaftler Marcel Lewandowsky zusammenfasst“ (15-16).

Der Autor geht dem Phänomen in acht Schritten nach. Zunächst schildert er die Begegnung mit einer Frau im Kreuzgang des Minoritenklosters in Würzburg, die absolut kein Verständnis dafür hat, dass ihr Hund dort nicht hinein darf (7-10). Der zweite Teil ist eine politische Analyse unserer derzeitigen politischen und gesellschaftlichen Situation (11-26), der dritte ein christlicher Zwischenruf: Was sagt denn eigentlich die Bibel? (27-34). Es folgt der Blick auf Franziskus: Das Ideal des Manns des Friedens (35-44). Unter dem Motto „Die andere Welt ist möglich“ erläutert Andreas Murk im fünften Teil, was der franziskanischen Bewegung gelingt (45-52). Umgekehrt gilt es im Realitätstest im sechsten Teil zu schauen, wie Anspruch und Wirklichkeit im Orden zusammenpassen oder auseinanderklaffen (53-62). Als franziskanische Lösung benennt er eine uni-deologische Praxis (63-78), um im abschließenden achten Teil noch einmal auf die Situation im Kreuzgang zurückzukommen. Ein technischer Teil mit Anmerkungen, Abkürzungsverzeichnis, Autorenbeschreibung und Literaturhinweisen (82-87) rundet das Werk ab.

„Eine kurze Geschichte der Polemik“ hilft zu verstehen, worum es geht: „die eigene Meinung auch dann noch durchzusetzen, wenn sie nur in Teilen mit der Wirklichkeit übereinstimmt oder möglicherweise sachlich völlig falsch ist“ (13). Benutzte Methoden und Stilmittel sind Übertreibung, Ironie, Sarkasmus und das „Argumentum ad hominem“, die Diskreditierung des Gegners – beispielsweise durch Spitznamen, wie von Donald Trump häufig praktiziert. Polemik ist keinesfalls ein neues Phänomen, wie der Blick auf Martin Luther (vgl. 14) und selbst Papst Franziskus (vgl. 19-20) zeigt, aber eines, das an Wucht in den letzten Jahren stark zugenommen hat. Seit die AfD im Deutschen Bundestag sitzt, haben die Ordnungsrufe massiv zugenommen (vgl. 18). Die Folgen sind überall spürbar. „Unter Polarisierung verstehen wir hier das Phänomen, dass Gruppen oder Meinungen sich zunehmend voneinander entfernen und die Toleranz für die Gegenseite kontinuierlich abnimmt. Schließlich kommt es zum Riss, zur Spaltung“ (22). Themen, bei denen die Meinungen besonders auseinandergehen, sind die Migrationsfrage und der Klimawandel. Während die einen eine offene und multikulturelle Gesellschaft befürworten, lehnen andere diese strikt ab und fordern Abschottung gegen alles „Fremde“.

Ob sich daraus aber eine Spaltung der Gesellschaft ableiten lässt, ist umstritten. Obwohl ihr Buchtitel „Die gespaltene Gesellschaft“ heißt, stellen Jürgen Kaube und André Kieserling genau dies in Frage mit dem Argument: „Es wird... durch starke Konflikte zumindest keine Gesellschaft gespalten, denn wir unterhalten gar kein starkes gemeinschaftliches Verhältnis zu den allermeisten unserer Mitbürger“ (23). Es gäbe nicht nur eine Linie der Differenzierung, sondern mehrere. Ihnen scheint daher im Gegensatz zur USA für Deutschland der Begriff der „Versäulung“ treffender. Der Politikwissenschaftler Yascha Mounk sieht ein Problem in der neuen Identitätspolitik. Diese nimmt anstelle einzelner Menschen bestimmte Gruppen in den Blick, die für ihre Rechte kämpfen sollen. Die starke Gruppenidentität macht es dann aber schwerer, „Allianzen zu schmieden, die über die eigene Gruppenidentität hinausgehen – Allianzen, die wir brauchen, um auf Dauer Stabilität, Solidarität und soziale Gerechtigkeit aufrechtzuerhalten“ (25). Andreas Murk kommt zu dem Schluss: „Ob nun klassische Spaltung in zwei Hälften, Versäulung oder „zerklüftete Konfliktlandschaft“, wie die Autoren von „Triggerpunkte“ resümieren, oder ob die Spaltungstendenzen mehr „gefühlte“ sind als reale Tatsachen: Es gilt, das Unbehagen der Menschen damit ernst zu nehmen und mögliche Konsequenzen eines immer weiteren Auseinanderdriftens klar im Blick zu haben“ (26).

Der Blick in die Bibel zeigt, dass in der Menschheit nicht Harmonie und Einheit das Maß aller Dinge ist. Die Vielfalt wird begründet mit der Geschichte vom Turmbau zu Babel, wo Gott selbst die Menschen über die ganze Erde zerstreut und ihre Sprache verwirrt. Auch die Propheten sorgen positiv gesprochen für Klarheit, negativ gesprochen für Spaltung. So lässt beispielsweise der Prophet Elija alle Propheten des Gottes Baal töten. Selbst Jesus verkörpert nicht nur Gewaltlosigkeit, wenn er mit einer Geißel aus Stricken die Händler aus dem Tempel vertreibt. Anders dagegen seine Aufforderung zur Feindesliebe und sein Gebet um Einheit.

Franz von Assisi gilt als „zweiter Christus“. So verwundert es nicht, wenn er als „Mann des Friedens“ aufscheint. Nicht umsonst wird ihm fälschlicherweise immer wieder das Gebet „Herr, mach mich zum Werkzeug deines Friedens“ zugeschrieben und haben die Päpste seit Oktober 1986 zu mehreren Interreligiösen Friedensgebeten nach Assisi eingeladen. Die Begegnung mit Sultan al-Kamil und das Missionsstatut in der Nichtbullierten Regel (Kapitel 16) geben Zeugnis davon, wie Franz von Assisi „Mission“ im Sinne von schlichtem und friedfertigen Lebenszeugnis verstanden hat. Das Kapitel 11 beschreibt den grundsätzlichen Umgang der Brüder miteinander, der von einem wohlwollenen Miteinander geprägt sein soll.

Von Jesus her übernimmt Franziskus ein Idealbild, das für den Einzelnen nur schwer umzusetzen ist. Der „vollkommene Minderbruder“ wird im „Spiegel der Vollkommenheit“ daher als Kombination positiver Eigenschaften unterschiedlicher Brüder beschrieben (vgl. 45-46). Haben die Leute anfangs mit den Brüdern ob ihres Aussehens ihren Spott getrieben, so lernten sie sie aufgrund ihres liebevollen Umgangs untereinander schnell schätzen. Als Versöhnung über Grenzen hinweg, zwischen Mensch und Tier bringt der Autor die Erzählung vom Wolf von Gubbio (vgl. 49-50).

Andreas Murk macht dann den Realitätstest, indem er auch die Schattenseite franziskanischer Spiritualität bzw. Historie aufscheinen lässt. Der Ordensgründer selbst geht oft recht rigide mit seinen Mitbrüdern um, etwa wenn er „Bruder Mücke“, der sich nicht an der Arbeit bzw. dem Almosensammeln beteiligen will, aus dem Orden entlässt oder einem Bruder, der Geld angenommen hat, hart anfährt, zurechtweist und befiehlt, das Geldstück mit seinem Munde auf Eselsmist niederzulegen. Das rasche Wachstum des Ordens überforderte

Franziskus und die sich bildenden Richtungen führten letztlich zu Spaltung. Papst Leo X. trennte die Franziskaner 1517 in Konventualen und Observanten. 1619 spaltete sich mit den Kapuzinern eine weitere Reformbewegung ab. Es folgten Diskalzeaten (Alkantariner) und Rekollekten. Erst 1897 fasste Papst Leo XIII. die observanten Zweige wieder in einer Gemeinschaft zusammen, die heutigen Franziskaner. Auch die Franziskaner blieben somit von der menschlichen „Grundgegebenheit“ (59) der Polarisierung und Spaltung nicht verschont. Der Autor verweist auf eine Rede des amerikanischen Präsidenten Theodore Roosevelt, die er 1910 an der Pariser Universität Sorbonne gehalten hat und in der er den Mann lobt, „der tatsächlich in der Arena steht, dessen Gesicht von Staub, Schweiß und Blut gekennzeichnet ist; der tapfer kämpft; der Fehler macht und immer wieder scheitert, weil es keine Anstrengung ohne Fehler und Mängel gibt; aber der tatsächlich danach strebt, Taten zu vollbringen; der die großen Begeisterungen erfährt, die große Hingabe kennt; der sich für eine gute Sache einsetzt...“ (61-62).

Als unideologische Praxis sieht Andreas Murk den Vorsatz von Franziskus an, immer wieder Buße zu üben und neu anzufangen, selbst in Krankheit und am Ende seines Lebens. „Brüder, lasst uns anfangen, Gott, dem Herrn zu dienen“ (1 C 103). Dennoch bleiben Brüche und Risse. So konnte der Bruch mit seiner Familie bzw. seinem Vater nie geheilt werden. Als der ihn ständig verfluchte, suchte sich Franziskus einen ärmlichen und verachteten „Ersatzvater“, der ihn jeweils segnen sollte (Gef 23). Ein wichtiger Hinweis findet sich in der Geschichte von der vollkommenen Freude, die in zwei Varianten überliefert ist. Nicht der Erfolg bewirkt die wahre Freude, sondern Geduld und Ertragen von Unrecht. „Orientierung an Franziskus geht also damit einher, im Scheitern und Misslingen, im Nicht-Perfekten und Unvollkommenen die Gelassenheit zu bewahren. Dies befreit umgekehrt von dem Druck, immer die ideale Lösung parat haben zu müssen“ (68-69). Eine spannende Begegnung wird in den Fioretti (Fior 9) berichtet. Franziskus bittet Leo, ihm seine Schlechtigkeit und Nachlässigkeit vorzuhalten und dass ihn Gott dafür bestrafen werde. Leo hält aber ständig Positives dagegen, denn Gott lasse ihn sprechen, wie es Gott gefällt, nicht wie es ihm gefalle. Zum Sprachrohr zu werden, bewirkt, Positives zu sagen. Dass für Franziskus der konkrete Mensch im Zentrum steht, zeigt die Episode aus der Anfangszeit in Rivotorto, wo Franziskus für alle den Tisch decken lässt, als eines Nachts gegen Mitternacht ein Bruder vor Hunger schreit: „Ich sterbe!“ Im Anschluss macht er deutlich, dass es nicht darum geht, alle über einen Kamm

zu scheren, sondern zu schauen, was der Einzelne braucht. „Und manchmal werden Ziele erreicht, die zwar dem Ideal entsprechen, aber letztlich den Praxistest nicht bestehen“ (75), so Andreas Murk. Beispielsweise dann, wenn Franziskus zwei Lämmer gegen seinen Mantel tauscht, um sie vor dem Verzehr zu bewahren, aber nicht weiß, was er mit ihnen anfangen soll und sie dem Mann zurückgibt mit dem Auftrag, sie sorgfältig zu erhalten, zu nähren und zu hüten (vgl. 75). Für den Autor wird an der Flexibilität von Franziskus deutlich, dass die Franziskanische Spiritualität kein fertiges Konzept ist – „sie ist vielmehr die Herausforderung, im konkreten Fall auf die jeweils am besten erscheinende Art zu reagieren“ (76). Daraus kann in positiver Weise eine „correctio fraterna“, eine brüderlich/geschwisterliche Zurechtweisung erfolgen.

Im Schlusskapitel gesteht der Autor, dass er keine Gesamtlösung für das Problem gefunden hat, auch wenn er sich manchmal klare Antworten, eindeutige Lösungen und übertragbare Konzepte für alle nur denkbaren Lösungen wünsche. Daraus ergebe sich aber der Vorteil, „dass ich damit auch die Freiheit zum Probieren habe. Zum *trial and error*“ (80). Die Gestaltbarkeit menschlicher Existenz ermögliche, nicht in Lähmung zu verfallen. Kleine bewusste Entscheidungen machten dann den Unterschied. Franziskus „liefert nicht die eine Antwort auf die vielen Fragen unserer Gegenwart, aber bleibt ein lebendiges Beispiel dafür, wie ein Mensch sich schöpferisch kreativ und ohne ideologische Scheuklappen oder erstarrte dogmatische Verhaltensmuster der je neuen Herausforderung der Wirklichkeit stellt. Und damit eint und verbindet er weit über seinen Tod hinaus, wo immer Menschen sich an ihm ein Beispiel nehmen“ (81).

Angesichts der realen Zunahme von Polemik in Politik, Gesellschaft und Kirche und dem oft beschworenen (und zumindest „gefühlten“) Riss bietet das Werk einige spannende, inspirierende und manchmal überraschende Momente aus der Biografie des Franz von Assisi und der franziskanischen Ordenshistorie. Sie sind Anregung, so der Buchrückentext, „sich weder lähmen zu lassen noch in Dauerkonflikte zu verfallen und stattdessen schöpferisch-kreativ und reflektiert den eigenen Stand zu suchen“. Wie bei fast allen Themen gibt es auch hier keine franziskanischen Patentrezepte, aber vom Evangelium abgeleitete Haltungen, die zu entsprechenden Handlungen im Sinne der Geschwisterlichkeit führen. Eine lesenswerte Lektüre!

Zum Autor

Br. Andreas Murk, Jahrgang 1983, ist seit über 20 Jahren Franziskaner-Minorit. Er lebt und arbeitet im Bildungshaus Kloster Schwarzenberg und trägt als Provinzialminister Verantwortung für die Brüder in Deutschland mit Kustodie Österreich-Schweiz und Delegation Niederlande. Er ist unter anderem zuständig für die Zeitschriften „franziskus“ und „Sendbote des hl. Antonius“. Seit 2022 ist er Vorsitzender der Deutschen Ordensobernkonferenz.

Literatur

- Detlev Claussen, Was heißt Rassismus? Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1994.
- Taha Ben Jelloun, Papa, was ist ein Fremder? Gespräch mit meiner Tochter, Rowohlt, Berlin 2000.
- George M. Fredrickson, Rassismus: Ein historischer Abriss, Hamburger Edition, Hamburg 2004.
- Christian Delacampagne, Die Geschichte des Rassismus, Artemis&Winkler, Düsseldorf 2005.
- Nina Althoff, Die Bekämpfung von Diskriminierungen aus Gründen der Rasse und der ethnischen Herkunft in der Europäischen Gemeinschaft ausgehend von Art. 13 EG, Peter Lang, Frankfurt/M, Bern 2006.
- Wulf D. Hund, Rassismus, Transcript, Bielefeld 2007.
- Christian Geulen, Geschichte des Rassismus, C. H. Beck, Bonn 2008.
- Noah Sow, Deutschland Schwarz-Weiß. Der alltägliche Rassismus, Bertelsmann, München 2008.
- Susan Arndt – Nadja Ofuatey-Alazard (Hg.), Wie Rassismus aus Wörtern spricht. (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache. Ein kritisches Nachschlagewerk, Unrast, Münster 2011.
- Bundesarbeitsgemeinschaft Kirche und Rechtsextremismus u.a. (Hg.), Impulse für den Umgang mit Rechtspopulismus im kirchlichen Raum, Berlin 2016.
- Bundesarbeitsgemeinschaft Kirche und Rechtsextremismus u.a. (Hg.), Identität. Macht. Verletzung. Rassismuskritische Theologische Perspektiven, Berlin 2016.
- Toni Morrison, Die Herkunft der anderen: Über Rasse, Rassismus und Literatur, Rowohlt, Berlin 2018.
- Walter Lesch (Hg.), Christentum und Populismus, Herder Verlag, Freiburg 2017.
- Alice Hasters, Was weiße Menschen nicht über Rassismus hören wollen, aber wissen sollten, Hanser, München 2019.
- Andreas Lob-Hüdepohl, „Brücken statt Barrieren“. Potentiale christlicher Hoffnung gegen den Populismus von rechts, in: Concilium 2/2019, Populismus und Religion, 196-205.
- Franz Gmainer-Pranzl, Rechtspopulismus und Katholizität: Eine ekklesiologische Besinnung, in: Concilium 2/2019, Populismus und Religion, 206-214.
- Enno Stahl, Die Sprache der Neuen Rechten. Populistische Rhetorik und Strategien, Stuttgart 2019.

Joachim Gauck, Toleranz: einfach schwer, Herder, Freiburg-Basel-Wien 2019.

Reni Eddo-Lodge, Warum ich nicht länger über Hautfarbe spreche, Tropen, Stuttgart 2020.

Wolfgang Benz, Vom Vorurteil zur Gewalt. Politische und soziale Feindbilder in Geschichte und Gegenwart, Herder Verlag, Freiburg 2020.

Tupoka Ogette, exit RACISM, rassismuskritisch denken lernen, Unrast, Münster 2020.

Asfa-Wossen Aserate, Wer hat Angst vorm Schwarzen Mann? Eine persönliche Wortmeldung, dtv Verlagsgesellschaft, München 2021.

Ortwin Renn, Gefühlte Wahrheiten. Orientierung in Zeiten postfaktischer Verunsicherung, Verlag Barbara Buderich, 3. Aktualisierte und erweiterte Auflage, Leverkusen 2021.

Mohamed Amjahid, Der weiße Fleck. Eine Anleitung zu antirassistischem Denken, Piper Verlag, München 2021.

Hamed Abdel-Samad, Schlacht der Identitäten. 20 Thesen zum Rassismus – und wie wir ihm die Macht nehmen, dtv, München 2021.

Toluse Olorunnipa / Robert Samuels, I can't breathe – George Floyds Leben in einer rassistischen Welt, Verlag S. Fischer, Frankfurt 2022.

Jakob Springfeld, Unter Nazis. Jung, ostdeutsch, gegen Rechts, Quadriga (Bastei-Lübbe), Berlin 2022.

Eulenfisch, Limburger Magazin für Religion und Bildung Nr. 28 / 2022, Black Jesus. Ein Perspektivenwechsel.

Katharina Ceming, Grenzwertig. Was in Debatten über Rassismus, Identitätspolitik und kulturelle Aneignung schief läuft, Vier-Türme-Verlag, Münsterschwarzach 2023.

Jakob Springfeld, Der Westen hat keine Ahnung, was im Osten passiert: Warum das Erstarken der Rechten eine Bedrohung für uns alle ist, Quadriga (Bastei-Lübbe), Berlin 2025.

Heidrun Deborah Kämper, Die Sprache der Rechten. Wie sie reden und was sie sagen, Reclam Verlag, (3. durchgesehene und ergänzte Aufl. von 2004) Ditzingen 2025.

Franziskaner – Magazin für franziskanische Kultur und Lebensart, Seid Menschen, Herbst 2025.



Demonstration in München (Foto: Stefan Federbusch)

www.tauwetter.franziskaner.de